

Aus Politik und Zeitgeschichte

Beilage zur Wochenzeitung Das Parlament

Heidrun Bründel/Klaus Hurrelmann

Zunehmende Gewaltbereitschaft von Kindern und Jugendlichen

Thomas Claus/Detlev Herter

Jugend und Gewalt

Ergebnisse einer empirischen Untersuchung
an Magdeburger Schulen

Heiner Barz

Jugend und Religion in den neuen Bundesländern

B 38/94

23. September 1994

Heidrun Bründel, Dr. phil., geb. 1944; Diplom-Psychologin und Gesprächspsychotherapeutin in der Bildungs- und Schulberatung des Kreises Gütersloh; Lehrauftrag an der Universität Bielefeld.

Veröffentlichungen u. a.: Suizidgefährdete Jugendliche. Theoretische und empirische Grundlagen für Früherkennung, Diagnostik und Prävention, Weinheim 1993; Suizidprävention in der Schule – auch eine Aufgabe der Schulpsychologie, in: Psychologie in Erziehung und Unterricht, 40 (1994) 2; (zus. mit Klaus Hurrelmann) Bewältigungsstrategien deutscher und ausländischer Jugendlicher, in: Zeitschrift für Sozialisationsforschung und Erziehungssoziologie, 14 (1994) 1.

Klaus Hurrelmann, Dr. sc. pol., geb. 1944; Professor für Sozialisations- und Gesundheitsforschung an der Universität Bielefeld; Sprecher des Sonderforschungsbereichs „Prävention und Intervention im Kindes- und Jugendalter“ an der Universität Bielefeld.

Veröffentlichungen u. a.: (zus. mit Uwe Engel) Was Jugendliche wagen. Eine Längsschnittstudie über Drogenkonsum, Streßreaktion und Delinquenz im Jugendalter, Weinheim 1993; Lebensphase Jugend, Weinheim 1994.

Thomas Claus, Dipl.-Soz., geb. 1961; seit 1992 Geschäftsführer des Instituts für sozialwissenschaftliche Informationen und Studien (ISIS) Magdeburg.

Veröffentlichungen u. a.: Empirische Sozialforschung – ihre Ausgangspunkte, Ziele und Anwendungsbereiche, in: Wissenschaftliche Zeitschrift der Technischen Universität „Otto von Guericke“ Magdeburg, (1991) 6; Magdeburger Kinder- und Jugendreport 1992, in: Jugendamt der Stadt Magdeburg (Hrsg.), Magdeburg 1992; (zus. mit Detlev Herter u. a.) Jugend und Gewalt. Lebensrealität und Lebensperspektiven Magdeburger Jugendlicher nach der Deutschen Einheit, hrsg. vom Jugendamt der Stadt Magdeburg/Institut für sozialwissenschaftliche Informationen und Studien Magdeburg, Magdeburg 1994.

Detlev Herter, Dr. phil. habil., geb. 1948; seit 1993 wissenschaftlicher Direktor des Instituts für sozialwissenschaftliche Informationen und Studien (ISIS) Magdeburg.

Veröffentlichungen u. a.: Der heuristische Wert anomietheoretischer Ansätze für die Beschreibung sozialer Zustände beim Übergang Ostdeutschlands von der DDR zu den neuen Bundesländern, Konferenzprotokoll Berlin 1991; (zus. mit Thomas Claus u. a.) Jugend und Gewalt. Lebensrealität und Lebensperspektiven Magdeburger Jugendlicher nach der Deutschen Einheit, hrsg. vom Jugendamt der Stadt Magdeburg/Institut für sozialwissenschaftliche Informationen und Studien Magdeburg, Magdeburg 1994.

Heiner Barz, Dr. phil., geb. 1957; 1991/92 Leiter des Forschungsprojekts „Jugend und Religion“ im Auftrag des Dachverbandes der Evangelischen Jugendarbeit (aej); seit 1992 Hochschulassistent am Institut für Philosophie und Erziehungswissenschaft der Universität Freiburg.

Veröffentlichungen u. a.: Der Waldorfkindergarten. Geistesgeschichtliche Ursprünge und entwicklungspsychologische Begründung seiner Praxis, Weinheim-Basel 1993⁴; Religion ohne Institution? Eine Bilanz der sozialwissenschaftlichen Jugendforschung. Mit einem Vorwort von Georg Schmid, Opladen 1992; Postmoderne Religion am Beispiel der jungen Generation in den alten Bundesländern. Mit einem Vorwort von Thomas Luckmann, Opladen 1992; Postsozialistische Religion am Beispiel der jungen Generation in den neuen Bundesländern. Mit einem Vorwort von Shmuel Noah Eisenstadt, Opladen 1993; Anthroposophie im Spiegel von Wissenschaftstheorie und Lebensweltforschung. Zwischen lebendigem Goetheanismus und latenter Militanz, Weinheim 1994.



ISSN 0479-611 X

Herausgegeben von der Bundeszentrale für politische Bildung, Berliner Freiheit 7, 53111 Bonn.

Redaktion: Dr. Klaus W. Wippermann (verantwortlich), Dr. Katharina Belwe, Dr. Ludwig Watzal, Hans G. Bauer.

Die Vertriebsabteilung der Wochenzeitung DAS PARLAMENT, Fleischstraße 62–65, 54290 Trier, Tel. 06 51/4 60 41 86, möglichst Telefax 06 51/4 60 41 53, nimmt entgegen

- Nachforderungen der Beilage „Aus Politik und Zeitgeschichte“;
- Abonnementsbestellungen der Wochenzeitung DAS PARLAMENT einschließlich Beilage zum Preis von DM 14,40 vierteljährlich, Jahresvorzugspreis DM 52,80 einschließlich Mehrwertsteuer; Kündigung drei Wochen vor Ablauf des Berechnungszeitraumes;
- Bestellungen von Sammelmappen für die Beilage zum Preis von 6,50 zuzüglich Verpackungskosten, Portokosten und Mehrwertsteuer.

Die Veröffentlichungen in der Beilage „Aus Politik und Zeitgeschichte“ stellen keine Meinungsäußerung des Herausgebers dar; sie dienen lediglich der Unterrichtung und Urteilsbildung.

Für Unterrichtszwecke können Kopien in Klassensatzstärke hergestellt werden.

Zunehmende Gewaltbereitschaft von Kindern und Jugendlichen

I. Gewalt – eine „soziale Krankheit“ der gesamten Gesellschaft

Die brutalen und lebensgefährlichen Formen, in denen sich gegenwärtig die Gewalt einiger Kinder und Jugendlicher äußert, stehen in einem auffallenden Mißverhältnis zu dem oft nichtigen Anlaß. Der bloße Zufall kann genügen, um Gewalt auszulösen. Die Täter geben keine Gründe mehr für ihr Tun an, sie reagieren mit einem Achselzucken. Es scheint so, als brauche Gewalt weder Anlaß noch Ziel, als genüge und rechtfertige sie sich selbst. Willkür und Sinnlosigkeit kennzeichnen viele Gewalthandlungen der letzten Zeit. Gleichgültigkeit zeigt sich gegenüber dem Objekt und Mitleidlosigkeit in bezug auf das Opfer, das die Jugendlichen oft nicht einmal kennen. Täter und Opfer begegnen sich zufällig. Gewalt wird als Chance gesehen, sich auszuleben und auszutoben, ein Gefühl von Stärke auszukosten und Überlegenheit zu demonstrieren. Gewalt scheint Spaß zu machen. Haben unsere Jugendlichen keine anderen Möglichkeiten, sich selbst zu verwirklichen? Gibt es für sie keine anderen Betätigungen, mit denen sie Abenteuerlust und Nervenkitzel befriedigen können?

Gewalt ist tief im Gewebe des sozialen Zusammenlebens verankert. Wir treffen sie überall und in unterschiedlichster Form an. Sie wird als physische, psychische, verbale, sexuelle, strukturelle sowie als frauen- und fremdenfeindliche Gewalt ausgeübt. Gewalt entsteht in zwischenmenschlichen Beziehungen und ist ein Signal dafür, daß die sozialen Kontakte nicht zur gegenseitigen Zufriedenheit ablaufen. Gewalt stellt meistens die Endphase aufgeschaukelter Konflikte dar. Sie wird zwar als Mittel der Konfliktlösung eingesetzt, erzeugt aber neue Konflikte. Aggressionen entstehen immer dann, wenn Menschen nicht mit den sozialen Lebensbedingungen zurechtkom-

men, die ihnen durch ihre Umwelt aufgezwungen werden.

Kinder und Jugendliche, die aggressiv werden, spiegeln uns Erwachsenen den kulturellen Zustand der Gesellschaft wider: Sie werden aggressiv, wenn sie nicht die Zuwendung und den Zuspruch erfahren, den sie für eine gesunde Entwicklung benötigen, wenn ihre Bedürfnisse nach Anerkennung und Selbstentfaltung über einen langen Zeitraum mißachtet werden. Die Spirale der Gewalt besteht einerseits zwischen den Generationen, aber auch zwischen den Gleichaltrigen: Sie werden geschlagen und schlagen zurück.

Wer sich gründlich und ohne Scheuklappen mit dem bedrückenden Thema „Aggression und Gewalt bei Kindern und Jugendlichen“ beschäftigen will, der kommt um eine nüchterne und präzise Bestandsaufnahme nicht herum und ebensowenig um eine Klärung der Ursachen.

Wenn die Aggressionen bei Kindern und Jugendlichen in der letzten Zeit tatsächlich zugenommen haben – und vieles spricht dafür – dann läßt sich diese Entwicklung nicht auf den ungünstigen Einfluß einzelner Menschen oder einzelner Berufsgruppen zurückführen. Das Auftreten von Gewalt bei Kindern und Jugendlichen deutet darauf hin, daß in unserer Gesellschaft die sozialen Spielregeln der Fairneß und Anerkennung nicht mehr eingehalten werden.

Was genau ist eigentlich anders geworden im Vergleich zu früher? Offenbar hat sich das Klima des Zusammenlebens verändert. Kinder und Jugendliche schlagen heute schon bei nichtigen Anlässen schneller und mitleidloser zu als früher. Besonders beunruhigend ist die schleichend wachsende ganz alltägliche Gewaltbereitschaft unter Schülern, ihr fehlendes Mitgefühl und ihre sinkende Hemmschwelle. Alles dies führt dazu, daß auch dann noch geprügelt wird, wenn das Opfer schon am Boden liegt. Große Sorgen bereiten das fehlende Unrechtsbewußtsein und die fehlende Verantwortung für den anderen. Ordnungs- und Erziehungsmaßnahmen werden häufig nur als Schikane empfunden, die Täter-Opfer-Situation wird auf den Kopf gestellt: der Angeklagte macht sich zum Ankläger.

Der Beitrag ist dem Buch Heidrun Bründel/Klaus Hurrelmann, Gewalt macht Schule. Wie gehen wir mit aggressiven Kindern um?, Verlag Droemer-Knaur, München 1994, entnommen.

II. Gewalt in der Familie

Ein hohes Maß an Gewalt kommt aus dem intimsten Bereich der Gesellschaft, nämlich aus den Familien. In Deutschland gibt es sogar immer noch ein rechtlich verbürgtes „Züchtigungsrecht“ der Eltern. Leider sind gerade die doch so beziehungsintensiven Familien ein Hort körperlicher, nicht selten brutaler Gewalt. Solange sich hieran nichts ändert, dürfen wir uns über Aggressions- und Gewaltimpulse von Kindern und Jugendlichen nicht wundern.

1. Patriarchalische Familienstrukturen

In vielen Familien herrscht eine patriarchalische Familienstruktur. Frauen und Kinder haben oft kein Mitspracherecht und werden vom männlichen Familienoberhaupt häufig als „soziales Mobiliar“ betrachtet.

Viele Kinder und Jugendliche müssen schon sehr früh erfahren, daß sie kein Recht auf Individualität haben, eigentlich nur Störfaktoren und im Grunde eine Belastung für die Eltern sind. Sie fühlen sich ungeliebt und nicht willkommen in einer Umwelt, die ihnen ständig signalisiert, daß sie nichts sind und nichts können. Dieselben Jugendlichen, die sich öffentlich und nach außen hin so stark und aggressiv zeigen, haben sehr oft selbst vielfältige Gewalterfahrungen in ihrer eigenen Familie gemacht. Sie sind Opfer unterschiedlichster Gewaltwirkungen, körperlicher und sexueller, die ihre Ursachen einerseits in der Familienstruktur und der durch sie ausgelösten psychischen und sozialen Dynamik der Familienbeziehungen haben, andererseits aber auch in der Abgeschlossenheit unserer Familien von der sozialen Umwelt und damit in einem immer noch in unserer Gesellschaft vorherrschenden Männlichkeitsideal und Machtanspruch des „Familienoberhauptes“. In der Erziehung zur „Männlichkeit“ wird auch heute noch vor allem auf diejenigen Eigenschaften Wert gelegt, die auf Überlegenheit und Herrschaft abzielen. Macht über andere auszuüben, ist in unserer Gesellschaft nach wie vor ein Privileg des Mannes. Ungewollte Schwangerschaft, Ablehnung, Vernachlässigung, sexueller Mißbrauch und körperliche Mißhandlung sind nur einige Etappen auf dem Weg der Gewalt und Aggression.

Jungen und Mädchen lernen von Vorbildern. Die Herausbildung der Geschlechtsidentität ist ein wesentlicher Bestandteil der Persönlichkeitsentwicklung. Jungen lernen schon früh, sich besonders gegenüber Mädchen stark und überlegen zu geben. Zu ihrem Verhaltensrepertoire gehört es, sich kämpferisch zu zeigen, mit der eigenen Stärke an-

zugeben, sich zu raufen, sexistische Sprüche von sich zu geben, den Mädchen die Röcke hochzuheben, Mädchen anzurempeln usw.

2. Gewalterfahrung und Gewaltanwendung

Die Ursachenforschung zeigt, daß ein Zusammenhang zwischen Gewalterfahrungen in der Kindheit und eigener Gewaltanwendung als Jugendlicher und Erwachsener besteht, eine Art Kreislauf der Gewalt also. Bei unsozialem Verhalten von Kindern wird oft eine „Weitergabe“ der Verhaltensstörung über Generationen hinweg beobachtet, so daß hier entweder eine genetische Komponente im Spiel ist oder aber zumindest ein sehr intensives „Lernen am Modell“.

Kinder, die von ihren Eltern mißhandelt wurden oder Gewalthandlungen unter ihren Eltern mit ansehen mußten, tragen ein erhöhtes Risiko, als Erwachsene auch die eigenen Kinder oder ihren Partner körperlich zu mißhandeln. Das Kind übernimmt also ganz offensichtlich von den Eltern Muster von Konfliktlösungen und sozial akzeptiertem Verhalten zur Durchsetzung eigener Wünsche gegenüber Mitmenschen. Körperliche Mißhandlung in der Familie hat deswegen eine große Ausstrahlungskraft in verschiedenste Lebensbereiche und deutet auf ein unangemessenes erzieherisches Problemlösungsverhalten der Eltern hin.

3. Was getan werden muß

Der Abbau von Gewalt muß demnach im sozialen Nahraum beginnen. Familie, Kindergarten, Schule und Nachbarschaft sind gefragt. Wer Gewalt von Kindern und Jugendlichen vermindern will, muß bei sich selbst anfangen und darf nicht darauf warten, daß andere etwas tun. Eltern und Lehrerinnen und Lehrer sollten diesen Zusammenhang sehen, ohne eine Vorwurfshaltung einzunehmen und ohne in Schuldzuweisungen zu verfallen. Nur wenn sie verstehen, wie Aggression und Gewalt entstehen, wie sich die Gewaltspirale entwickelt und wie schnell sie sich selbst im Teufelskreis der Gewalt verstricken, können sie helfen, eingreifen und ihr eigenes Verhalten verändern. Wer Gewalt vermindern will, muß sich zunächst einmal fragen, welches Verhältnis er/sie selbst zur Gewalt hat, was für ihn/sie überhaupt Gewalt ist und wo er/sie, vielleicht ohne es zu wollen und sich dessen bewußt zu sein, selbst gewalttätig ist. Durch eigenes verantwortliches Handeln und vor allem durch Gewaltverzicht kann viel Gewalt abgebaut werden. Eltern brauchen dabei Unterstützung. Ihre Erziehungsfähigkeit muß gestärkt werden. Dies kann durch psychologische und familientherapeutische Arbeit geschehen, die durch staatliche finanzielle und wirtschaftliche Hilfen unterstützt werden muß.

III. Gewalt im schulischen Bereich

Die Erscheinungsformen von Gewalt in der Schule reichen von Disziplinlosigkeit im Unterricht, verbalen und physischen Attacken gegenüber Lehrern und Mitschülern, Regelverletzungen, Schulschwänzen, Zerstörung von Schuleigentum (Vandalismus), Diebstahl, Raub und Erpressung bis hin zu Auseinandersetzungen zwischen rivalisierenden Jugendbanden und Schlägereien mit ausländischen Jugendlichen. Der Komplex „Schule und Gewalt“ wird in den letzten Jahren vermehrt unter dem Gesichtspunkt der körperlichen Gewalt, die von Schülern ausgeht, und zwar als Gewalt gegen Sachen (Beschädigung von Schuleigentum), als Gewalt von Schülern gegen Schüler (Randale, Revierkämpfe, Terror) und als Gewalt von Schülern gegen Lehrer, thematisiert. Die in den siebziger und achtziger Jahren intensiv diskutierte „strukturelle Gewalt“ der Schule, die sich aus der institutionellen Notwendigkeit ergibt, Beurteilungen auszusprechen und damit Chancen zu verteilen, sollte hierüber aber nicht vergessen werden, denn in der Schule geht es nun einmal auch um Ausübung von Macht und Herrschaft, um die den hierarchischen Strukturen innewohnenden Abhängigkeiten und Unterordnungsriten.

1. Wieviel Gewalt geschieht in der Schule?

Aus den jüngsten schulbezogenen Studien¹ geht hervor, daß von einer Zunahme aggressiver und gewaltförmiger Handlungen in der Schule „auf breiter Front“ wohl nicht gesprochen werden kann, daß es jedoch dennoch eine Minderheit erheblich problembelasteter Schüler gibt, die zur Gewalt neigen.

1 Vgl. Hans Dettenborn, Entwicklung und Ursachen von Aggression in der Schule. Wie Schüler darüber denken, in: Pädagogik und Schulalltag, 48 (1993) 1, S. 60–67; ders., Schutz, Gegenwehr, Ratsuche – Wie Schüler auf Aggression in der Schule reagieren, in: Pädagogik und Schulalltag, 48 (1993) 2, S. 175–185; Roman Ferstl/Gabriele Niebel/Rainer Hanewinkel, Gutachterliche Stellungnahme zur Verbreitung von Gewalt und Aggression an Schulen in Schleswig-Holstein, Kiel: Institut für Theorieforschung 1993; dies., Gewalt und Aggression in schleswig-holsteinischen Schulen, in: Zeitschrift für Pädagogik, 39 (1993) 5, S. 775–798; Klaus Hurrelmann, Aggression und Gewalt in der Schule, in: Wilfried Schubarth/Wolfgang Melzer (Hrsg.), Schule, Gewalt und Rechtsextremismus. Schule und Gesellschaft 1, Opladen 1993; ders., Lebensphase Jugend, Weinheim 1994; ders./Markus Freitag, Gewalt an Schulen, in erster Linie ein Jungen-Problem. Forschungsbericht, Universität Bielefeld 1993; Robert Harnischmacher, Gewalt an Schulen. Theorie und Praxis des Gewaltphänomens, Rostock 1994 (i.E.); Hans-Dieter Schwind/Jürgen Baumann u.a. (Hrsg.), Ursachen, Prävention und Kontrolle von Gewalt, Bde. 1–4, Berlin 1990; siehe auch den Beitrag von Thomas Claus und Detlev Herter in diesem Heft.

Es wird ebenfalls deutlich, daß Aggression und Gewalt in der Schule vor allem ein Jungenproblem ist. Kinder männlichen Geschlechts sind öfter Täter als Mädchen. Fast zehn Prozent der Jungen, aber nur vier Prozent der Mädchen gaben sehr häufige Aggressions- und Gewalthandlungen zu. Viele der Täter sind leistungsmäßig sehr schwache Schüler, die durch Gewalt auf sich aufmerksam machen wollen. Viele haben Probleme damit, anerkannt zu werden. Auch unter den Opfern sind die Jungen deutlich stärker vertreten.

2. Welche Verantwortung hat die Schule?

Gewaltäußerungen von Schülern können als Versuche angesehen werden, sich in den institutionellen Gewaltverhältnissen der Schule zu behaupten². Das soll jedoch nicht heißen, daß Anlässe und Ursachen von Gewalthandlungen immer im schulischen Bereich zu suchen seien. Die gewaltfördernden Wirkungen der Schule müssen in Zusammenhang und in Wechselwirkung mit anderen Bereichen und Strukturen wie nachlassendem Familienzusammenhalt, Gewaltverherrlichung in den Medien, Auswirkungen der Jugendarbeitslosigkeit und eines Mangels an Zukunftsperspektive gesehen werden.

Der Schulbesuch ist das vorherrschende Merkmal der Jugendzeit; Jugend- und Schulzeit sind identisch. Was in der Schule passiert, ist deshalb äußerst wichtig für die gesamte persönliche Entwicklung. Die Schule nimmt eine gesellschaftlich wirkungsvolle Definition und Kategorisierung von Leistungserfolg und Leistungsversagen vor, die in dieser Weise in keiner anderen gesellschaftlichen Institution erfolgt, die sich mit Kindern und Jugendlichen beschäftigt, und kontrolliert damit viele soziale und psychische Bedingungen, die aggressives Verhalten und Gewalt hervorrufen können.

Die Kategorisierung als „leistungsschwach“ oder „versagend“ führt bei den meisten Betroffenen zu einer Verunsicherung bzw. Verletzung des Selbstwertgefühls und einer Minderung späterer sozialer und beruflicher Chancen. Aggressivität und Gewalt bei Schülern und Schülerinnen können als Verteidigungs- und Kompensationsmechanismen gegen diese psychischen und sozialen Verunsicherungen interpretiert werden, die in der Schule entstehen. Hinzu kommt, daß Schule in ihrer jetzigen Ausprägung wenig zur Bewältigung aktueller persönlicher Entwicklungsaufgaben beiträgt und individuelle Bedürfnisse und Interessen der Schüler/innen nur höchst unvollkommen befriedigt.

2 Vgl. Wilfried Schubarth, Rechtsextremismus – eine subjektive Verarbeitungsform des Umbruchs?, in: Karl-Heinz Heinemann/Wilfried Schubarth (Hrsg.), Der antifaschistische Staat entläßt seine Kinder, Köln 1992.

3. Gewalt als Enttäuschungsreaktion und Ausdruck von Kompensation

Aggressiv und gewalttätig können Kinder und Jugendliche dann werden, wenn die gesellschaftlichen sowie die Ausgangs- und Rahmenbedingungen für ihre Persönlichkeitsentwicklung nicht günstig sind. Ihr aggressives oder auch delinquentes Verhalten bildet vielfach den Endpunkt einer langen Kette von Belastungen. Es ist wichtig zu betonen, daß es sich um Kinder und Jugendliche handelt, die sich nicht primär vom sozialen System abwenden, sondern die im Gegenteil Leistung, Erfolg und Prestige erzielen wollen, jedoch darunter leiden, daß sie die erwünschten Attribute für Anerkennung und Wertschätzung nicht besitzen. Gerade im Jugendalter entstehen abweichende Verhaltensweisen, zu denen Aggressivität und Gewalt gehören, nicht durch das Verfolgen abweichender Werte, sondern vielmehr durch das Anstreben gesellschaftlich zentraler und konformer Werte wie Status und Prestige.

Schüler, die im offiziellen Bereich der Leistungserbringung nach schulischen Standardregeln nicht erfolgreich sind, können in Versuchung geraten, sich den fehlenden Erfolg im informellen Sektor der Gleichaltrigengruppe und der Clique zu holen. Die offizielle und die inoffizielle Kultur wird von den Jugendlichen so gegeneinander ausgespielt, daß sie das Versagen in dem einen Bereich durch einen künstlich herbeigeführten Erfolg im anderen Bereich überspielen, ihre erkennbare Schwäche auf einem Gebiet durch demonstrative Stärke auf dem anderen kompensieren³.

Die Untersuchungsergebnisse verdeutlichen, daß Leistungsversagen, schlechter schulischer Leistungsstand, häufige Versetzungsgefährdungen, Klassenwiederholungen und ein Zurückbleiben hinter den eigenen und/oder elterlichen Erwartungen Begleiterscheinungen aggressiven Verhaltens sind.

IV. Gewalt im Freizeitbereich

Ein weiterer Lebensbereich mit häufigen Gewalterfahrungen ist der Freizeitbereich. Er ist heute nicht ohne die große Bedeutung der Gleichaltrigengruppen, der Cliques und „Gangs“ zu

³ Vgl. Uwe Engel/Klaus Hurrelmann, Was Jugendliche wagen. Eine Längsschnittstudie über Drogenkonsum, Streßreaktionen und Delinquenz im Jugendalter, Weinheim 1993.

verstehen, zu denen sich Jugendliche häufig zusammenschließen. In dem Maße, wie die Familien ihre soziale Bindungskraft im zweiten Lebensjahrzehnt der Kinder und Jugendlichen verlieren, gewinnen die Cliques und Freundesgruppen an Bedeutung. In ihnen herrscht eine teilweise strenge Hierarchie mit hohem Anpassungsdruck. Cliques bilden den Bezugsrahmen für viele der alltäglichen Handlungen und setzen die Maßstäbe für Anerkennung und Prestige. Jugendliche, die in anderen Lebensfeldern keinen Erfolg haben, können unter Druck geraten, in der Jugendgruppe ihre Stärke und – Jungen – ihre Männlichkeit unter Beweis zu stellen. Deswegen sind die Jugendcliques geradezu Foren für Gewalt und Aggressivität, für abweichendes Verhalten und Kriminalität.

1. Die gemeinsame Aktion in Gruppen

So unterschiedlich die Gruppen auch sein mögen, ein bestimmtes Gefühl ist in ihnen vorherrschend, nämlich das der Gemeinschaft, der Solidarität und Stärke. Die Jugendlichen machen die Erfahrungen, daß sie gemeinsam stark und erfolgreich sind. Um den Gruppenzusammenhalt immer wieder aufs neue zu erleben, bedarf es permanenter Aktionen und gemeinsamen Handelns. In Gruppenaktionen äußern sich die Zusammengehörigkeit und die soziale Eingebundenheit des einzelnen. Ob legale oder illegale Handlungen – der Übergang ist oftmals fließend –, sie sind häufig Ausdruck des Augenblicks, erfolgen spontan, sind also meist oder nicht immer geplant. Die gemeinsame Aktion bedeutet Spaß, Unterhaltung und ein Durchbrechen der Langeweile. Der Reiz besteht im gemeinsamen Erleben von Lust, Sensation und Nervenkitzel. Unser Anliegen ist es aufzuzeigen, daß der Schlüssel zur Gewalt der Jugendlichen in der Umwelt und den strukturellen Bedingungen der Lebenswelt dieser Jugendlichen liegt.

2. Enge Spiel- und Erlebnisräume

Die Entfaltungsspielräume im Kindes- und Jugendalter sind heute einseitig und eingeschränkt. In Bereichen, in denen es um die Entfaltung ihrer Körperlichkeit und Sinne geht, stoßen Kinder und Jugendliche ständig auf Schranken, Begrenzungen und Verbote. Den Bedarf an Abenteuer und Grenzüberschreitung können sie in einer durchrationalisierten und zugespalteten Lebenswelt nur in Grenzen erfüllen. Sie haben geringe Möglichkeiten, ihren Spieltrieb, ihre Spontaneität und ihre „gesunde“ Aggressivität freizulassen und auszuleben, finden nur wenige Nischen vor, um Nervenkitzel, Angst, Lust und Risikobereitschaft

zu erleben. Es erscheint plausibel, daß aus dieser als einschränkend empfundenen Lebenssituation heraus Impulse für Aggression und Gewalt entstehen und deswegen auch zum realen Erfahrungshorizont in der jugendlichen Gleichaltrigengruppe gehören.

Wo sollen die Kompetenzen entwickelt werden? Wo sind die Erlebnis- und Erfahrungsräume für Jugendliche, die sie von den kommerziellen Verlockungen ebenso abhalten können wie von abweichenden und gefährlichen Abenteuererlebnissen in Cliquen? Das Dilemma besteht darin, daß Jugendlichen sozial und materiell heute sehr viel mehr möglich ist als früher, daß aber eine wirkliche Herausforderung und Befriedigung ihrer Interessen und Bedürfnisse nicht geschieht und ihnen eine Erprobung eigener Körpertätigkeit und psychischer und sozialer Kompetenz nicht gestattet wird. Es fehlen die Räume für nichtkommerzielle, nichtorganisierte, nichtpädagogisierte und nichtbetreute Aktionen und Tätigkeiten, in denen die eigenen Möglichkeiten und Grenzen des Verhaltens erprobt werden und in denen in tastender Absicht auch gegen „Recht und Ordnung“ verstoßen werden darf. Der alters- und entwicklungspezifisch hohe Bedarf an Abenteuer, Erlebnis und Grenzüberschreitung kann in einer stark disziplinierenden und zugleich hochkommerzialisierten Alltagswelt von Jugendlichen nur schwer erfüllt werden. Deswegen ist vermutlich der Anteil von Jugendlichen hoch, der im Freizeitbereich nicht nur über Drogenkonsum, sondern auch über sonstige riskante und manipulative Verhaltensweisen extreme Sinneserfahrungen erwartet. Nervenkitzel, Angstlust, Risikobereitschaft und gefährlicher Übermut gehören schon heute für eine spürbare Minderheit von Jugendlichen zu den Antriebskräften des Freizeitverhaltens.

3. Medienkonsum als Freizeitbeschäftigung

Nummer eins

Eine der wichtigsten Freizeitbeschäftigungen schon von Kindern ist heute die Nutzung von Radio-, Cassetten-, Fernseh- und Videogerät. Medienangebot und -konsum beeinflussen den Freizeitbereich tiefgreifend und füllen ihn zeitlich stark aus. Die häufigste Freizeitbeschäftigung Jugendlicher, die zu Hause gelangweilt herumhängen, sind das Fernsehen und das Abspielen von Musik-(Video-)Clips. Kinder und Jugendliche verbringen heute schon mehr Zeit vor dem Fernseher oder Videogerät als in der Schule. Diese Medien haben deshalb eine so große Bedeutung für sie, weil ihr Leben oftmals spannungslos und inhaltsleer ist. Das Fernsehen füllt diese Lücke

und scheint „wirkliches Leben und Erleben“ zu bieten⁴. Genau das macht es für Jugendliche so attraktiv.

Wird extensiv ferngesehen, dann ist das natürlich immer ein Zeichen dafür, daß keine reizvollen Alternativen gegeben sind. In Familien, in denen es liebevoll und kommunikativ zugeht, in denen die Eltern mit ihren Kindern gemeinsam etwas unternehmen, in denen mindestens eine ständige Bezugsperson tagsüber anwesend und ansprechbar ist und in denen die Eltern durch kontrollierten eigenen Fernsehkonsum mit gutem Beispiel vorangehen, sehen die Kinder nicht nur weniger fern, sondern wählen ihre Sendungen auch bewußter aus. Sinnvolle, anregende und ausgleichende Erlebnisse sind durch Fernseh- oder Videokonsum nicht möglich. Vielmehr drängt sich oft der Eindruck auf, daß diese einseitige Tätigkeit eher Unruhe und Aggressivität fördert.

Es gibt Jugendliche, die sich nachmittags zum Beispiel stundenlang Heavy-Metal-Musik „reinziehen“, sich „volldröhnen“ lassen und anschließend wie in Trance reagieren. Heavy-Metal-Musik wird vorwiegend von Jungen geschätzt, viele Mädchen lehnen die Mischung von Gewalt und Sexualität in den Texten ab. Ob Heavy Metal, Black Metal oder Speed Metal, die Texte sind häufig extrem gewalttätig und die Musik von kaum zu übertreffender Rhythmusgeschwindigkeit, an stakkatohaftes Maschinengewehrfeuer erinnernd.

Natürlich reagiert nicht jeder Jugendliche aggressiv und gewalttätig, wenn er diese Musik und diese Texte hört. Aber es ist nicht auszuschließen, daß sich labile und verunsicherte, deprivierte und frustrierte Kinder und Jugendliche davon anregen und sich von den darin transportierten Aufforderungen, Aggressionen gegen sich selbst und gegen andere auszuüben, beeinflussen lassen.

Exzessiver Medienkonsum, ob es sich um Fernsehen, Videofilme oder musikalische Videoclips handelt, kann in Interaktion mit sozialen und persönlichen Faktoren beim Zustandekommen von Angst, Aggression und Gewalttätigkeit gegen sich selbst und andere eine wichtige Rolle spielen, kann Verhaltensmuster anbieten, den Gebrauch von Aggressionen als selbstverständlich oder gar legitim erscheinen lassen und eine feindliche Weltansicht erzeugen. Bei ständigem Konsum kann es zu einer Fixierung auf ein niedriges moralisches Niveau, zu einer unbewußten Identifikation und Übernahme der in den Texten angesprochenen Haß- und Wutgefühle sowie zu einer scheinbar gerechtfertigten antisozialen Einstellung kommen.

⁴ Vgl. J.-E. Behrendt, Hör mal, in: Psychologie Heute, 20 (1993) 12, S. 64-67.

V. Politische und rassistische Gewalt

1. Schwache gegen Schwächere

Auch für rassistische, rechtsextremistisch gefärbte Formen der Aggression und Gewalt gilt die Beobachtung, die wir bereits für andere Ausprägungen von Aggression und Gewalt gemacht haben: Sie werden hauptsächlich von schwachen Menschen, zumal von Kindern und Jugendlichen, gezeigt, die eine langjährige Erfahrung der Vernachlässigung und der Demütigung in Familie, Schule, Nachbarschaft und teilweise auch im Beruf hinter sich haben. Diese Demütigung kann sich in spektakulären biographischen Brüchen, zum Beispiel intensiven Versagenserlebnissen oder langanhaltender Arbeitslosigkeit ausdrücken. Es können aber auch verkapptere, von außen nicht sofort erkennbare Formen der langfristigen Zurückstellung sein, die in Form von Minderwertigkeitsgefühlen und angeschlagenem Selbstwert verarbeitet werden. Die große Zahl der politisch-rassistischen Gewalttäter besteht aus Menschen, die sich als schlecht integriert sowie als Versager und Verlierer in einer Wettbewerbsgesellschaft empfinden. Ihre Gewaltausbrüche sind Reaktionen auf ihre als Erniedrigung und Demütigung erlebte Kindheit und Jugend.

Auffällig an dieser Ausprägung von Gewalt ist, daß sie sich nicht etwa gegen die gesellschaftlichen Strukturen oder die Mächtigen in der Gesellschaft richtet, die ja letztlich dafür verantwortlich gemacht werden können, sondern gegen Menschen, die noch schwächer sind als sie selbst und die in unserer Gesellschaft auch von Mächtigen eindeutig diskriminiert werden: Ausländer, Behinderte, Homosexuelle, Straffällige, Prostituierte und Obdachlose.

Ein weiteres Phänomen ist auch hier erneut festzuhalten: Die rassistisch gefärbte Gewalt kommt überwiegend von männlichen Kindern und Jugendlichen, während Mädchen eine absolut „untergeordnete“ Rolle spielen. Das zeigt sich auch bei der Befürwortung dieser Form von Gewalt, die ebenfalls deutlich weniger Resonanz bei Mädchen und jungen Frauen als bei Jungen und jungen Männern findet.

2. Hintergründe für rechtsradikale politische Aktivitäten

Diejenigen Kinder und Jugendlichen, die dem Orientierungsmuster Rechtsextremismus zuzurechnen sind, haben übereinstimmend folgende

Kindheitserfahrungen gemacht: Sie haben fast alle ein strenges Elternhaus erlebt, Schläge bekommen und insgesamt keineswegs eine glückliche Kindheit gehabt. Diese Kinder und Jugendlichen sind nicht häufiger als der Durchschnitt Kinder von Alleinerziehenden, sie wachsen in äußerlich intakten, aber oft innerlich zerrütteten Verhältnissen auf.

Auch in den Gruppen, denen sie angehören, erfahren sie keine wirkliche Geborgenheit, sondern pflegen eher oberflächliche Kontakte. Allerdings suchen sie einen festen Rahmen, denn Zusammenhalt bedeutet ihnen viel. Insgesamt gesehen sind sie eher verunsichert und hilflos und glauben, wenig Einfluß auf die Gestaltung ihres Lebens zu haben. Sie legen ein ausgesprochen demonstratives Desinteresse an Politik an den Tag. Sie verfügen über wirre Geschichtskennntnisse und wünschen sich oftmals wieder eine starke, autoritäre Führungsperson. Sie fürchten sich vor nichts, außer vor Arbeitslosigkeit und einem weiteren Zuzug von Ausländern. Sie überschätzen den Ausländeranteil in Deutschland maßlos und verbinden ihren Ausländerhaß mit einer hohen Gewaltbereitschaft. Sie geben sich stark und hegen Rachedgedanken gegen diejenigen, von denen sie glauben, unterdrückt zu werden.

Aus der Jugendforschung über Rechtsradikalismus ist bekannt, wie wenig bei der Mehrheit der hier aktiven Jugendlichen eine wirklich „rechte“ Orientierung der Ausgangspunkt ist. Die Studien von Wilhelm Heitmeyer u. a.⁵ zeigen sehr deutlich, daß Wertirritationen und politische Verirrungen ihre Ursache in Vereinzelungserfahrungen, Handlungsunsicherheit im Blick auf die anzustrebenden Ziele, Ohnmachtserfahrungen angesichts der weiteren Gestaltung der Zukunft und tiefem Mißtrauen in die eigenen Fähigkeiten haben. In einer solchen Ausgangskonstellation nehmen viele, vor allem männliche Kinder und Jugendliche, Zuflucht zu einer Ideologie der Ungleichheit und entwickeln eine Einstellung der Gewaltakzeptanz, gepaart mit der Bereitschaft zur Gewaltanwendung.

Der Ausgangspunkt ist die Unfähigkeit, mit den gesellschaftlichen Widersprüchen zurechtzukommen, die sie täglich erleben und die sie individuell lösen müssen. Die Jugendlichen sind verunsichert, denn sie haben die Kontrolle über ihre eigenen Wege verloren, weil sie mit dem Gewirr von An-

5 Vgl. Wilhelm Heitmeyer/Kurt Möller/Heinz Sünker (Hrsg.), *Jugend – Staat – Gewalt. Politische Sozialisation von Jugendlichen, Jugendpolitik und politische Bildung.* Jugendforschung, Weinheim-München 1992; ders. u. a., *Die Bielefelder Rechtsextremismus-Studie. Erste Langzeituntersuchung zur politischen Sozialisation männlicher Jugendlicher,* Weinheim-München 1993.

forderungen und Angeboten für die Orientierung und Strukturierung ihres Lebens nicht zurechtkommen. Sie spüren die Konkurrenz der Erfolgreichen und lenken ihre Aggressionen gegen „Sündenböcke“. Diese Ausgangslage ist es, die sie anfällig macht für Vorurteile gegenüber Fremden, die nach ihrer Wahrnehmung den eigenen sozialen Status bedrohen, die sie auch anfällig macht für Versprechungen, eine „alte Ordnung“ wieder herzustellen, die angeblich Verunsicherung und Statusängste beseitigt. Es ist eine Ausgangslage, in der sich Jugendliche unter ungünstigen Konkurrenzbedingungen gegenüber den privilegierten „oberen zwei Dritteln“ fühlen und glauben, keine Chance zu haben, sich sozial und beruflich durchzusetzen.

Aus dieser Interpretation der Hintergründe von ausländerfeindlichen Orientierungen bei Jugendlichen läßt sich deutlich ablesen, wie sehr die politischen Einstellungen und Reaktionsformen mit erlebten Erfahrungen von Ungerechtigkeiten in Verbindung stehen. Die politischen Orientierungen der Kinder und Jugendlichen, von denen hier die Rede ist, stellen in gewisser Weise die „psychosozialen Kosten“ dar, die unsere Gesellschaft ihnen aufbürdet. Wir meinen damit, daß in unserer Gesellschaft die Verteilungsprobleme von Arbeit und Geld noch lange nicht gelöst sind und daß die sozial benachteiligten Kinder und Jugendlichen als „Seismographen“ unserer Gesellschaft hierauf besonders sensibel reagieren. Die ausländerfeindlichen Aktivitäten sind daher von ihrer Ausgangssituation aus betrachtet auch als Jugendprotest in einem demokratischen Staat zu verstehen. Es handelt sich um politische Artikulationsformen als Ausdruck von Problemverarbeitung – wie tauglich oder untauglich, wie sozial angemessen oder unangemessen sie auch immer sein mögen.

VI. Gewalt als gesamtgesellschaftliches Problem

Fassen wir die wichtigsten Ergebnisse der bisher dargestellten Gewalthandlungen in den unterschiedlichen Bereichen zusammen, so können wir feststellen, daß Gewaltakzeptanz und Gewaltbereitschaft ein gesamtgesellschaftliches Phänomen sind.

Aggression und Gewalt in körperlicher, verbaler, sexistischer und rassistischer Ausprägung entstehen, wenn ein Mensch über einen langen Zeitraum seines Lebens gedemütigt wird und Erniedrigungen erlebt. Sie entwickeln sich auch, wie besonders

die Erfahrungen aus der Mißhandlung und dem Mißbrauch im Familienbereich ausweisen, wenn ein Mensch über einen langen Zeitraum zum Opfer geworden ist. Aggression und Gewalt in den verschiedenen Erscheinungsformen entstehen weiterhin, wenn schon Kinder und Jugendliche sich als Verlierer in einer Wettbewerbsgesellschaft empfinden und keine klaren Entfaltungsperspektiven für ihre soziale und berufliche Zukunft vor sich sehen. Das Ausmaß von Gewalt und Aggression hängt ganz eindeutig mit Versagenerfahrungen vor allem im Leistungsbereich zusammen. Aggression und Gewalt entstehen auch durch den Darstellungszwang und das Integrationsverlangen in die Gleichaltrigengruppe.

Aggression und Gewalt können Reaktionen auf eine unerfüllte, inhaltsleere und als sinnlos empfundene Freizeit sein. Die Sehnsucht nach Abenteuer, Erlebnis- und Grenzüberschreitung ist im Kindes- und Jugendalter entwicklungsbedingt natürlich, entsprechend groß ist die Suche nach extremen Sinnerfahrungen, nach Nervenkitzel und außergewöhnlichen Erlebnissituationen. Unsere hochrationalisierte und „zugepflasterte“ Gesellschaft bietet für diese Erlebnisbereiche nur wenige Nischen, die für die meisten Jugendlichen nicht ausreichen. Eine Minderheit von ihnen, die mit der sich kommerzialisierenden Freizeitsituation nicht zurechtkommt, kann in dieser Ausgangssituation zu Aggression und Gewalt als Reaktionsform greifen, zu Aggression, die durch Langeweile gespeist ist. Jugendliche möchten Spuren hinterlassen, möchten spüren, wer sie sind und was sie bewirken können, und dies wird noch unterstützt durch den in unserer Gesellschaft heute eingebauten Originalitätszwang, das Ansinnen nämlich, ein unverwechselbarer und einmaliger Typ zu sein, der sich von anderen Dutzendtypen unterscheidet.

Die Analyse⁶ hat schließlich auch auf die wichtige Rolle des öffentlichen Raumes hingewiesen, die durch Medien und Politik geprägt wird. Es ist gerade eine Minderheit von Jugendlichen, die in ihrem Selbstwertgefühl angeschlagen ist und die keine positiven sozialen Modelle in Familie, Schule und Freundesgruppe erfährt. Sie fühlen sich durch die offizielle Politik im Stich gelassen und haben möglicherweise sogar den Eindruck, daß diese Politik absichtlich gegen sie gerichtet sei. Wenn Jugendliche aggressiv und gewalttätig sind, dann kopieren sie die von Erwachsenen scheinbar kaschierten und verdeckten Formen der direkten und indirekten Gewalt.

6 Vgl. Heidrun Bründel/Klaus Hurrelmann, Gewalt macht Schule. Wie gehen wir mit aggressiven Kindern um?, München 1994.

Jugend und Gewalt

Ergebnisse einer empirischen Untersuchung an Magdeburger Schulen

I. Die Studie „Jugend und Gewalt“: Intention und Methode

1. Anlaß und Ausgangspunkt der Studie

Am 9. Mai 1992 wurde die Magdeburger Öffentlichkeit durch ein folgenschweres Ereignis erschüttert: Bei einem Überfall politisch rechtgerichteter Jugendlicher auf die Magdeburger Gaststätte „Elbterrassen“ wurde der 23jährige Punker Thorsten Lamprecht mit einem Baseballschläger so schwer verletzt, daß er an den Folgen starb. Diese Gewalttat dürfte nicht unwesentlich dazu beigetragen haben, den für die Jugendarbeit und -politik in Magdeburg Verantwortlichen den akuten Handlungsbedarf in puncto Gewaltprävention bewußt zu machen. Vor allem Mitarbeiter des Jugendamtes sowie Praktiker vor Ort – Sozialarbeiter und Mitarbeiter von Jugendfreizeiteinrichtungen – zeigten sich an empirischen Ergebnissen zur Gewaltproblematik und daran anknüpfenden Handlungsempfehlungen für eine effizientere Gewaltprävention außerordentlich interessiert. So wurde die Idee einer regionalen Studie zur Gewalt unter Jugendlichen geboren und an das Institut für sozialwissenschaftliche Informationen und Studien (ISIS) Magdeburg herangetragen.

Entsprechend den Erfordernissen der Jugendarbeit verfolgte die Studie¹ in erster Linie praktische Ziele. Sie sollte Wissensdefizite hinsichtlich des Phänomens und der Handlungsorientierungen bezüglich der Jugendgewalt auffüllen und damit die Grundlage für eine fundiertere konzeptionelle und inhaltliche Arbeit in der jugendlichen Gewaltprävention liefern. Darüber hinaus wurde das o.g. praktische Anliegen der Untersuchung seitens des ISIS durch einen eigenen wissenschaftlichen Anspruch erweitert. Die Untersuchung war methodisch und inhaltlich so

angelegt, daß sie Verallgemeinerungen über den einbezogenen Probanden- bzw. Testpersonenkreis hinaus erlaubte, Vergleiche mit anderen Forschungsprojekten zum gleichen Untersuchungsgegenstand gestattete und weiterführende theoretische Implikationen zur Jugendgewalt ermöglichte.

2. Methodische Aspekte

Am Anfang der Studie standen Recherchen über theoretische und empirische Forschungsergebnisse zum Thema „Jugend und Gewalt“. Sie mündeten in eine theoretische Ausarbeitung mit hypothetischen Annahmen und Problematisierungen, die als inhaltliche Orientierung für die empirischen Erhebungen dienten. Dabei wurde mit Hilfe verschiedener Denkmodelle, insbesondere konflikt- und stratifikationstheoretischer Ansätze, der methodologische Grundstein für den Forschungsprozeß gelegt. Den Schwerpunkt des Projektes bildete eine Repräsentativerhebung, in deren Rahmen insgesamt 1265 Jugendliche im Alter zwischen 12 und 18 Jahren zufällig ausgewählt und befragt wurden. Die Genauigkeitsmaße für die Berechnung der Stichprobe entsprachen mit einer Irrtumswahrscheinlichkeit von 0,05 und einer maximalen Zufallsabweichung von 0,03 dem allgemeinen Standard empirischer Untersuchungen in den Sozialwissenschaften. Die Datenerhebung wurde unter Verwendung eines halbstandardisierten Fragebogens in Form von Klausurbefragungen an 60 Magdeburger Schulen in der Zeit von September bis Oktober 1993 realisiert. Zur Erhärtung, Vertiefung und teilweisen Erweiterung der repräsentativen Befragungsergebnisse durch spezifische Sichtweisen fanden parallel dazu leitfadengestützte Tiefeninterviews mit Jugendlichen verschiedener Selbstverständnisse bzw. Gruppenzugehörigkeit (Stinos, Skinheads, SHARP-Skins, Autonomé, Punks) sowie mit Personen statt, die über besondere berufliche Erfahrungen im Umgang mit jugendlicher Gewalt verfügen (Mitarbeiter des Sozialamtes, der Jugendgerichtshilfe, Streetworker, Schulleiter und -leiter, Kriminalbeamte des Jugendkommissariats der Polizei). Ein ca. 150 Seiten umfassender Projektbericht, der neben einem theoretischen

1 Vgl. Jugend und Gewalt. Lebensrealität und Lebensperspektiven Magdeburger Jugendlicher nach der Deutschen Einheit, hrsg. vom Jugendamt beim Magistrat der Stadt Magdeburg/Institut für sozialwissenschaftliche Informationen und Studien Magdeburg, Magdeburg 1994.

Exkurs zur Jugendgewalt und der Auswertung der quantitativen Erhebung sowie der Tiefeninterviews auch Schlußfolgerungen und Empfehlungen für die Jugendarbeit in der Stadt Magdeburg enthält, wurde dem Auftraggeber im Januar 1994 übergeben².

Im folgenden werden einige der die Jugendgewalt tangierenden Problemkreise unter Bezugnahme auf die Studie „Jugend und Gewalt“ des ISIS aufgegriffen und erörtert. Allerdings beschränken sich unsere theoretischen Ausgangshypothesen und -postulate nicht auf die empirischen Ergebnisse dieser Studie; sie beruhen auch auf den bereits vorliegenden sozialwissenschaftlichen Klärungsansätzen zur Jugendgewalt.

II. Ergebnisse der empirischen Untersuchung

1. Der Stellenwert von Gewalt im Leben Magdeburger Jugendlicher

Eine wichtige Aufgabe der empirischen Untersuchung bestand darin festzustellen, welche Rolle Gewalt im Alltag Magdeburger Jugendlicher spielt und welchen Stellenwert sie in deren Lebensvollzug besitzt. Dabei wurden bewußt keine bestimmten Gruppen oder Szenen focussiert, wie es in vergleichbaren Untersuchungen oft geschieht, sondern im Mittelpunkt des Interesses stand der „ganz normale“ Jugendliche und sein Verhältnis zur Gewalt. Zunächst erschien es unumgänglich zu sein, die Testpersonen nach ihrem Gewaltbegriff³ zu befragen. Zu seinem Inhalt – dazu, was sie im einzelnen unter Gewalt verstehen – äußerten sie sich wie folgt (vgl. Tabelle 1):

² Vgl. ebd.

³ In der theoretischen Ausarbeitung, die der empirischen Erhebung als Forschungsorientierung vorangestellt wurde, bemühten sich die Verfasser der ISIS-Studie um eine Begriffsexplikation von „Gewalt“. Sie definierten sie als *erstens* eine hochgradig expressive und kompromißlose Form der Konfliktlösung im sozialen Zusammenleben von Menschen, die *zweitens* in aktiven Auseinandersetzungen jedweder Art und verschiedener Intensität zwischen individuellen sowie über-individuellen Subjekten, sozialen Gebilden und Systemen, Ideologien und Institutionen mit- und untereinander über ideologische und politische Ziele, Status-, Macht- und Verteilungsverhältnisse zum Ausdruck kommt und deren Expressivität *drittens* auf der Vernichtung, Zerstörung und/oder Schädigung der durch die Gewaltanwendung in Mitleidenschaft gezogenen Subjekte und/oder Objekte einerseits, sowie durch Erfolgserlebnisse Bedürfnisbefriedigung und/oder Funktionalität der die Gewalt ausübenden und/oder initiiierenden Subjekte, Systeme und/oder Institutionen andererseits beruht.

Tabelle 1: Was verstehst Du persönlich unter Gewalt? (Angaben in Prozent, nach Rangplätzen geordnet)

Rang	Gewaltformen	ist Gewalt	ist keine Gewalt
1	Jemanden mit einer Waffe oder einem waffenähnlichen Gegenstand zu töten oder zu verletzen	98,3	1,7
2	Jemandem mit körpereigenen Mitteln Schmerzen zuzufügen	97,9	2,1
3	Jemanden zu sexuellen Handlungen zu zwingen	97,4	2,6
4	Jemandem sein Eigentum wegzunehmen	54,7	45,3
5	Jemandem die Existenzgrundlagen zu entziehen, z. B. den Arbeitsplatz wegzunehmen	41,1	58,9
6	Gefühle anderer Menschen zu verletzen oder zu mißbrauchen	40,6	59,4
7	Jemanden mit Worten, Gesten oder Gebärden zu beschimpfen oder zu beleidigen	23,0	77,0
8	Jemanden durch Lärmen, Gestikulieren o. ä. zu belästigen oder zu behindern	22,1	77,9
9	Beziehungen zwischen Menschen, z. B. Freundschaften, Partnerschaften oder Gruppen, auseinanderzubringen	20,7	79,3

Quelle: Eigene Darstellung.

Wie Tabelle 1 zeigt, kongruiert das Rechtsbewußtsein der Jugendlichen bezüglich schwerer Gewalttaten einerseits weitestgehend mit den juristischen Normen des Rechtsstaates (Strafrecht), andererseits ist erkennbar, daß der bei vielen Jugendlichen gängige Gewaltbegriff umfangreicher ist, als die im Strafrecht fixierte Bestimmung von Gewalt⁴. Die Jugendlichen subsumieren darunter in größerem Maße auch solche Handlungen, die juristisch gesehen als Eigentumsdelikte, Ordnungs-

⁴ Im Strafgesetzbuch der Bundesrepublik wird der Gewaltbegriff zwar nicht *expressis verbis* definiert, steht aber sinngemäß in enger begrifflicher Nähe zum Tatbestand der „Nötigung“ (§ 24). Davon ausgehend wird im Sachverzeichnis unter den Stichworten „Gewalt“ und „Gewalttätigkeit“ vor allem auf folgende Tatbestände verwiesen: Notstand (§§ 34 und 35), Hinderung in Ausübung staatsbürgerlicher Rechte (§ 107), Meuterei (§ 121), Nötigung zum Beischlaf (§ 177), Nötigung zu sexuellen Handlungen (§ 178), Zusammenrottung (§ 124, 125), Erpressung (§ 253) und Bedrohung von Menschen (§ 125).

widrigkeiten oder gar als rechtlich erlaubtes Konkurrenzverhalten im ökonomischen Wettbewerb deklariert sind. Darüber hinaus werden Eingriffe in die psychische Integrität bzw. in soziopsychische Beziehungen in gleicher Weise als gewalttätig angesehen, wie Einflußnahmen auf finanzielle bzw. materielle Existenzgrundlagen. Dies ist unseres Erachtens zum einen Ausdruck einer hohen Sensibilität der Befragten sowie eines ausgeprägten Bedürfnisses nach intakten und stabilen Sozialbeziehungen, die auch den Rahmen einer gelungenen soziopsychischen Integration abgeben können. Zum anderen besteht ein nicht zu übersehender Dissens zwischen dem individuellen Verständnis, das viele Jugendliche von Gewalt haben, und dem öffentlich-rechtlichen Gewaltbegriff. Aufgrund dieser Konstellation – nämlich des Zusammenfallens jugendlichen Gerechtigkeits sinns mit einem umfassenden Gewaltverständnis – kann es zu gewalttätigen Handlungen kommen. Denn viele Jugendliche sehen keine andere Möglichkeit, als dem gegen sie in Form von Gewalt begangenen „Unrecht“ mit Gewalt („Gegengewalt“) zu begegnen.

Vor dem Hintergrund, daß die Mehrzahl der Jugendlichen mit dem Begriff Gewalt vorrangig physische Gewaltakte in der o. g. Form verbindet, erscheint der Tatbestand, daß annähernd 60 Prozent der Befragten nach eigenen Angaben schon mindestens einmal Opfer einer derartigen Gewalttat und fast die Hälfte selbst schon in dieser Form gewalttätig geworden ist, beachtlich. Da aber nur jeweils ca. ein Viertel der Probanden wiederholt Gewalt erlebt bzw. angewandt hat, kann von einer ausgesprochenen Dominanz gewalttätigen Denkens und Handelns im Untersuchungsfeld nicht die Rede sein. Beim Vergleich der Täter- und Opferpersonen ergaben die Korrelationsberechnungen einen statistisch hochsignifikanten Zusammenhang. Das heißt, je häufiger Jugendliche Gewalt selbst erlebt haben, desto häufiger haben sie auch schon selbst Gewalt ausgeübt. Das rechtfertigt es, von einem mehr oder weniger geschlossenen personellen Kreislauf zwischen Gewalttätern und -opfern zu sprechen. Dieser Zusammenhang ist von großer Bedeutung, denn er postuliert für die Gewaltprävention eine stärkere Verknüpfung von Täter- und Opferperspektive.

Die bisher besprochenen Indikatoren behandeln Gewalt und die Anfälligkeit der Jugendlichen dafür in relativ abstrakter und kontemplativer Weise. Von einem großen praktischen Interesse ist es aber zu erfahren, wie sich Jugendliche gegenüber der Anwendung von Gewalt positionieren. Deshalb wurden die Testpersonen danach befragt, wie ihrer Meinung nach die Mehrheit der Jugendlichen als Augenzeugen einer Prügelei reagieren würde (vgl. Abbildung). Das Groß der Verteilung entfällt da-

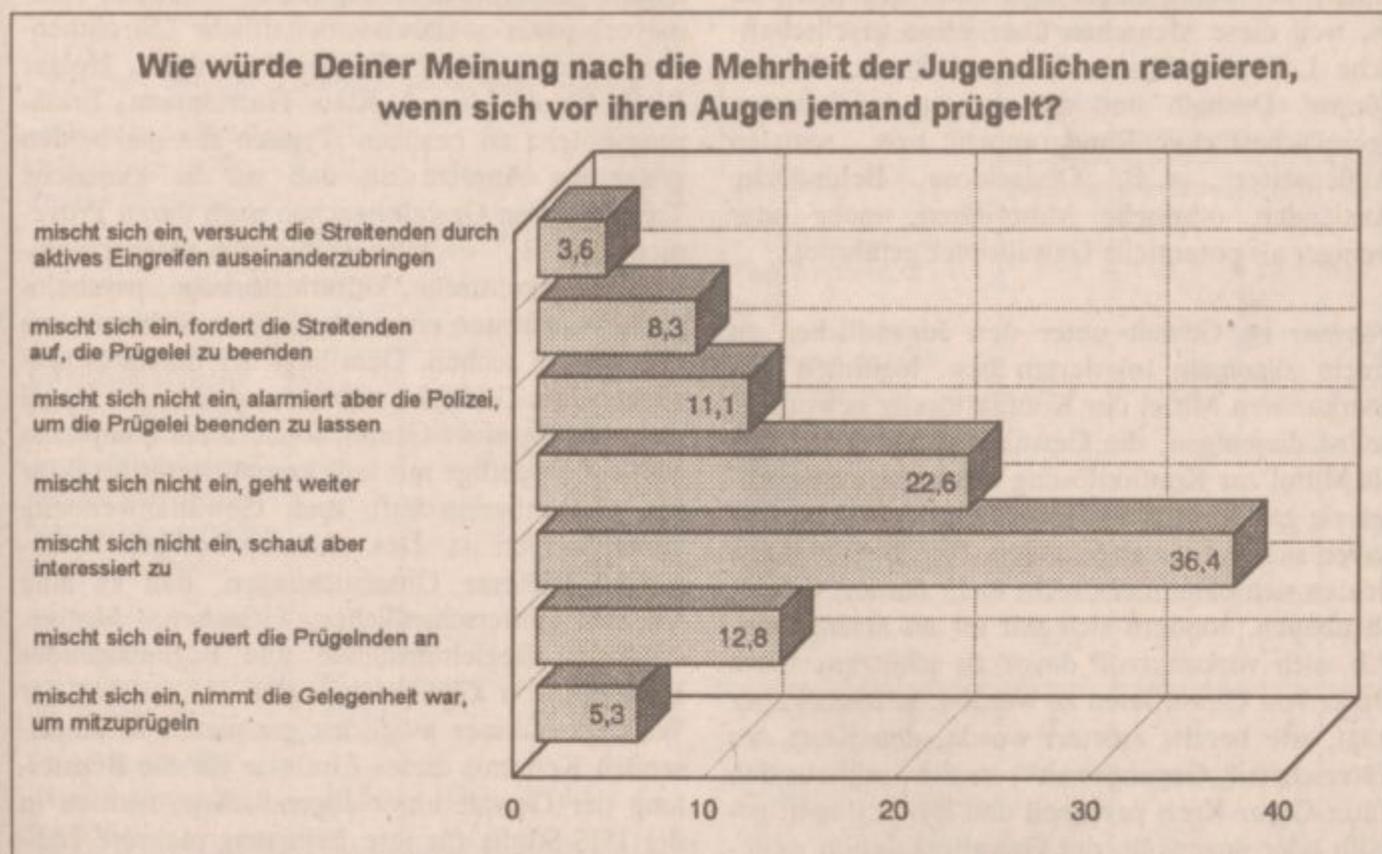
bei auf passive Haltungen. Das heißt, die Mehrheit der Jugendlichen (57,8 Prozent) würde sich einerseits zwar selbst nicht aktiv an der physischen Gewaltanwendung beteiligen, andererseits aber auch nichts für deren Beendigung tun. Wenn nach Auffassung von gut zwei Dritteln der Befragten die meisten Jugendlichen die Tötlichkeiten mit sichtlichem Interesse verfolgen würden, so bedeutet das nichts anderes, als daß gewaltsame Auseinandersetzungen in ihren Augen offenbar keine prinzipiell kulturlosen und abzulehnenden Handlungen sind, sondern Ereignisse mit einem gewissen Show-Effekt, Unterhaltungswert und/oder sportlichem Anstrich darstellen.

Auf Basis der Daten in der Abbildung läßt sich festhalten, daß Gewalt als lebensweltliches Problem der Mehrheit der Jugendlichen präsent ist. Gewaltanwendung stellt in ihren Augen keine Ausnahme bzw. Randerscheinung dar, sondern gehört weitestgehend zum Alltag und ist als solches Element in ihrem Bewußtsein auch vorhanden. Daher hat Gewalt im jugendlichen Moralverständnis auch keinen ausgesprochen pejorativen Beigeschmack.

An dieser Stelle muß auf ein Problem von sowohl wissenschaftlicher als auch – und dies vor allem – praktischer Tragweite hingewiesen werden: Sowohl im öffentlichen Bewußtsein der Bundesrepublik als auch in wissenschaftlichen Ausarbeitungen trifft man häufig auf die mit der größten Selbstverständlichkeit vorgetragene, ziemlich apodiktische Formulierung, daß die heutigen Jugendlichen gewaltbereiter und -tätiger seien als diejenigen früherer Generationen, daß es eine generationsspezifische höhere Gewaltanfälligkeit der Jugend gegenüber Erwachsenen gebe und daß sich die Gewalt als legitimes Konfliktlösungsmittel unter Jugendlichen steigender Beliebtheit erfreue sowie regen Zuspruch finde⁵. Gerade letzteres wird aus kultursoziologischer Sicht mit wachsender Besorgnis vermerkt, da der im Verlaufe der Jahrhunderte gewonnene gesellschaftliche Konsens über gewaltfreie Formen von sozialer Konfliktregelung nicht

5 Dies trifft beispielsweise auf den Beitrag von Hans-Joachim Maaz zu, der zwar eine sehr komplexe Analyse des Gewaltproblems in Deutschland liefert, aber die erforderlichen Differenzierungen und empirischen Bezüge vermissen läßt (vgl. Hans-Joachim Maaz, Gewalt in Deutschland – Eine psychologische Analyse, in: Aus Politik und Zeitgeschichte, B 2–3/93, S. 26–32). Auch in der ansonsten ausgezeichneten Publikation von Götz Eisenberg und Reimer Grönemeyer, Jugend und Gewalt. Der neue Generationenkonflikt oder der Zerfall der zivilen Gesellschaft, Reinbek bei Hamburg 1993, hätte man sich statt der pauschalen Etikettierung „Jugend und Gewalt“, die größtenteils intentional so gemeint ist, wie sie expressiv verbus zum Ausdruck kommt, eine subtilere Zuschreibung gewünscht. Denn „Jugend“ als gesellschaftliche Gruppe ist viel zu komplex und in sich zu differenziert, als daß die von den Verfassern getroffenen Einschätzungen zum Verhältnis von Jugendlichen zur Gewalt auf die gesamte Jugend global zutreffen könnten.

Abbildung: Meinungen Jugendlicher zum Verhalten der Mehrheit Jugendlicher angesichts von Gewaltanwendung (Angaben in Prozent)



Quelle: Eigene Darstellung.

selten als das eigentlich maßgebliche Kriterium für die Entwicklung der menschlichen Zivilisation bzw. als kultureller Fortschritt schlechthin angesehen wird⁶.

Sowohl aus methodischen Gründen als auch bei Berücksichtigung empirischer Befunde kann die Hypothese von der höheren Gewaltbereitschaft der heutigen Jugend gegenüber früheren Jugendgenerationen sowie anderen Altersgruppen der Gesellschaft in dieser Absolutheit und Undifferenziertheit nicht geteilt werden. Im Kontext aller Untersuchungsergebnisse der ISIS-Studie muß diese Aussage zumindest stark eingeschränkt bzw. mit zusätzlichen Informationen „unterfüttert“ werden. Die Jugendlichen erscheinen heute gewalttätiger und -bereiter, weil sich zugleich mit den Veränderungen der Gesellschaft die Formen und Inhalte von Gewalt geändert haben:

Erstens läßt sich keine stark überhöhte Gewaltneigung bei den Jugendlichen generell konstatieren. Dies trifft nur auf eine bestimmte Klientel zu, nämlich Jugendgruppen und -szenen, die politisch extrem orientiert sind und/oder bei denen Gewaltanwendung Bestandteil ihres (sub)kulturellen oder ideologischen Selbstverständnisses ist. Gewalt

spielt sich größtenteils innerhalb und zwischen diesen Gruppen ab. Dadurch ist der Täter-Opfer-Zusammenhang bei diesen Jugendlichen besonders stark ausgeprägt.

Zweitens haben sich die Formen und Mittel von Gewaltanwendung verändert, wodurch Gewalt heute spektakulärer erscheint als in der Vergangenheit. Bestimmte Regeln sowie ein gewisses Fair play wurden durch eine Tendenz verdrängt, die man durchaus mit dem Begriff der „Brutalisierung“ umschreiben kann. Das beinhaltet den zunehmenden Gebrauch von Schlag-, Stich- und sogar Schußwaffen, der die Gefahr schwerer körperlicher, einschließlich tödlicher Verletzungen drastisch erhöht hat. Auch kennt der Sieger keine Gnade mehr: Von unterlegenen, verletzten bzw. wehrlosen Gegnern wird nicht abgelassen. Offenbar beseitigt der Anblick eines bereits geschlagenen Gegners noch die letzten Hemmschwellen, und tätliche Auseinandersetzungen münden dann nicht selten in wahre Exzesse.

Drittens kristallisieren sich außer den oben genannten Subkulturen weitere ganz bestimmte Zielgruppen als Opfer von Gewalttätigkeiten heraus. Zunehmend richtet sich jugendliche Gewalt gegen Schwächere: vor allem körperlich und geistig, aber auch sozial schwächere Personen. Es werden also solche Menschen zum Objekt der Gewaltanwen-

⁶ Siehe auch den Beitrag von Heidrun Bründel/Klaus Hurrelmann in diesem Heft.

dung auserkoren, bei denen sich die Täter ihres Erfolges ziemlich sicher sein können – sei es, weil keine oder wenig Gegenwehr zu erwarten ist, sei es, weil diese Menschen über keine gesellschaftliche Lobby verfügen, die sie wirksam schützen könnte. Deshalb sind die meisten sogenannten „gesellschaftlichen Randgruppen“ bzw. „sozialen Außenseiter“, z. B. Obdachlose, Behinderte, Ausländer, ethnische Minoritäten, mehr oder weniger als potentielle Gewaltopfer gefährdet.

Viertens ist Gewalt unter den Jugendlichen zu einem allgemein tolerierten bzw. legitimen und anerkannten Mittel der Konfliktlösung geworden. Selbst diejenigen, die Gewaltanwendung für sich als Mittel zur Konfliktlösung ablehnen, respektieren sie größtenteils als Normalität des Alltags und haben sich mit ihr abgefunden. Ihre Bemühungen richten sich dann meist nicht mehr darauf, Gewalt abzubauen, sondern sich mit ihr zu arrangieren, d. h. sich wirkungsvoll davor zu schützen, selbst Opfer von Gewalttaten zu werden. Letzteres aber trägt, wie bereits erörtert wurde, den Keim der Täterschaft („Gegengewalt“) in sich, schließt den Täter-Opfer-Kreis personell und leistet damit, gewollt oder ungewollt, der Gewalteskalation weiteren Vorschub.

2. Ursachen und Anlässe für die Zunahme der Gewalt unter Jugendlichen

Zu den Voraussetzungen einer erfolgreichen Gewaltprävention gehört zweifellos die genaue Kenntnis der Beweggründe, die für Gewaltbereitschaft und gewaltsames Handeln verantwortlich sind. Eine in diesem Zusammenhang immer wieder aufgeworfene Frage ist die nach den dominanten bzw. wesentlichen Gründen/Motiven/Auslösern von Gewalt bei Jugendlichen. Für die praktische Gewaltprävention ist es beispielsweise von Bedeutung zu wissen, ob sich in der Regel einzelne, separat wirkende Faktoren ausmachen lassen, oder ob man größtenteils von einem komplexen und vielschichtigen Gefüge an Einflußgrößen auszugehen hat. Sowohl in wissenschaftlichen als auch alltäglichen Beschreibungsversuchen des Gewaltproblems sind eine Vielzahl von möglichen Ursachen teils empirisch belegt, teils hypothetisch aufgeworfen worden. Dabei ist oft schwer nachvollziehbar, ob es sich um wirklich bewiesene Fakten oder methodologische Anleihen bei unterschiedlichen Theoriekonzepten handelt. Legt man die in der ISIS-Studie gewonnenen Erfahrungen an, so müßte man jene Darstellungen von Gewaltursachen favorisieren, die sich um einen tieferegreifenden bzw. weiterführenden Erklärungsrahmen bemühen. Darunter scheinen,

was plausible Gründe für die Jugendgewalt in den neuen Bundesländern angeht, besonders die sogenannte „Individualisierungsthese“ (Wilhelm Heitmeyer) sowie sozialwissenschaftliche „Streßtheorien“ (insbesondere Bernhard Badura, Holger Pfaff, Jürgen Mansel, Klaus Hurrelmann) Erklärungspotenz zu besitzen⁷. Typisch für die beiden genannten Ansätze ist, daß sie die klassische Trennung von Gewaltursachen nach deren Provenienz (z. B. evolutionsbiologisch-anthropologische, soziokulturelle, kulturhistorische, psychologische) zugunsten einer integrativen Sichtweise zu überwinden suchen. Dem liegt der durchaus praxisrelevante Gedanke zugrunde, daß in der Regel nicht ein einzelner Grund, sondern ein komplexes Motivationsgefüge mit teils komplizierter Struktur für Gewaltbereitschaft und Gewaltanwendung verantwortlich ist. Des weiteren besagen Erfahrungen früherer Untersuchungen, daß es eine Vielzahl unterschiedlicher Ursachen, Motive, Auslöser, Begleitumstände und begünstigender Faktoren von Gewalttaten gibt. Angesichts der Wichtigkeit einer möglichst genauen und umfassenden Kenntnis dieser Einflüsse für die Beurteilung der Gewalt unter Jugendlichen, wurden in der ISIS-Studie für ihre Erfassung mehrere Indikatoren verwandt, die sie von verschiedenen Standorten her ausleuchten sollten. Zunächst wurden die globalen Felder abgesteckt, in denen Gewalt wurzeln kann (vgl. Tabelle 2).

Die Verteilung der Motive in Tabelle 2 unterstreicht, daß unter den Funktionen, die gewalttätigem Handeln aus der Sicht von Jugendlichen zukommen, zwei herausragen: *erstens* der Abbau psychischer Spannungszustände, die aus Konflikten bzw. Problemen der Jugendlichen mit ihrer sozialen bzw. gesellschaftlichen Umwelt herrühren, und *zweitens* die Verwendung von Gewalt als Statussymbol zur soziokulturellen Selbstdarstellung. Im Vordergrund stehen also die eigene Problembereinigung sowie die Befriedigung eines

7 Vgl. u. a. Wilhelm Heitmeyer/Thomas Olk (Hrsg.), Individualisierung von Jugend, Weinheim-München 1990, S. 195-218; Wilhelm Heitmeyer, Desintegration und Gewalt, in: deutsche jugend, (1992) 3, S. 109-122; ders., Gesellschaftliche Desintegrationsprozesse als Ursachen von fremdenfeindlicher Gewalt und politischer Paralyse, in: Aus Politik und Zeitgeschichte, B 2-3/93, S. 3-13; Bernhard Badura/Holger Pfaff, Streß, ein Modernisierungsrisiko? Mikro- und Makroaspekte soziologischer Belastungsforschung im Übergang zur postindustriellen Zivilisation, in: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, 41 (1989), S. 644-668; dies., Für einen subjektorientierten Ansatz in der soziologischen Streßforschung, in: ebd., 44 (1992), S. 354-363; Jürgen Mansel/Klaus Hurrelmann, Alltagsstreß bei Jugendlichen, Weinheim-München 1991; Jürgen Mansel (Hrsg.), Reaktionen Jugendlicher auf gesellschaftliche Bedrohungen. Untersuchungen zu ökologischen Krisen, internationalen Konflikten und politischen Umbrüchen als Stressoren, Weinheim-München 1992.

Tabelle 2: Was meinst Du, warum wenden Jugendliche Gewalt an? (Angaben in Prozent)

Motiv für Gewaltanwendung	Gewaltanwendung			
	meistens	manchmal	selten	nie
um Frust in der Schule, zu Hause oder in der Freizeit abzubauen	52,1	38,5	7,9	1,6
um die Zugehörigkeit zu bestimmten Gruppen zu zeigen	47,1	36,3	14,1	2,5
um sich an anderen Personen zu rächen	43,0	41,4	14,0	1,5
um die Unzufriedenheit mit den Lebensumständen zum Ausdruck zu bringen	41,3	41,3	15,8	1,6
um anderen Personen zu schaden	31,3	43,2	23,2	2,3
um Spaß zu haben	29,9	43,7	22,8	3,6
um auf andere Personen Eindruck zu machen	26,7	42,3	26,7	4,2
um politische Standpunkte zum Ausdruck zu bringen	22,9	30,2	28,8	18,1
um persönliche Vorteile zu erlangen	9,4	36,1	44,6	10,0

Quelle: Eigene Darstellung.

Tabelle 3: In welchem Maße sind Deiner Meinung nach die folgenden Probleme für Gewalt bei Jugendlichen verantwortlich? (Angaben in Prozent)

Probleme	sind für Gewaltanwendung verantwortlich			
	meistens	manchmal	selten	nie
Probleme mit Eltern, Geschwistern, Partnern	37,5	42,5	17,8	2,2
Probleme mit der Lebensweise in Deutschland	34,1	38,6	20,9	6,4
Probleme beim Lernen, in der Berufsausbildung oder am Arbeitsplatz	28,4	43,4	24,7	3,4
Probleme mit der Polizei	30,0	40,9	22,6	6,5
Probleme mit dem Gesellschaftssystem	27,0	37,4	28,0	7,5
Probleme in Freizeitgruppen, mit Freunden oder Bekannten	12,4	49,8	34,2	3,7
Probleme mit der Justiz	14,7	34,9	38,4	12,0
Probleme mit Verwaltungsbehörden	8,6	32,7	45,4	13,4

Quelle: Eigene Darstellung.

soziokulturellen Bedürfnisses, nämlich die Kenntlichmachung eigener Bezugsgruppen.

Da der Abbau von Frustration bzw. die Bewältigung der sie verursachenden Probleme insgesamt offenbar ein wichtiges Motiv für die Anwendung von Gewalt ist, erscheint es von Bedeutung, die Herkunft dieser Probleme aufzuzeigen. Dazu wurde den Probanden die folgende Frage gestellt: „In welchem Maße sind Deiner Meinung nach die folgenden Probleme für Gewalt bei Jugendlichen verantwortlich?“ (vgl. Tabelle 3).

Auf Basis der Daten in Tabelle 3 ist festzustellen, daß die Konflikte bzw. Probleme und die dadurch bewirkten Frustrationen der Jugendlichen nicht von einzelnen Umweltdeterminanten herrühren, sondern multifaktoriell bedingt sind. Bei den benannten Problemursachen lassen sich nirgendwo eine absolute Priorität oder völlige Bedeutungslosigkeit ausmachen. Den relativ größten Einfluß auf die Gewaltbereitschaft haben Probleme, die im familialen Bereich wurzeln. Zum einen muß vermutet werden, daß Generationsprobleme in

starkem Maße auch über Konfrontationen der Jugendlichen im Elternhaus zur Geltung kommen. Weiterhin deutet dies darauf hin, wie groß der Bedeutungsverlust sein muß, den die primäre Sozialisationsinstanz – Elternhaus bzw. Familie – in den neuen Bundesländern erlitten hat, wie nachhaltig das von vielen Jugendlichen empfunden wird und von welcher besonderer Tragweite es für ihr Verhältnis zur Gewalt ist.

Ausgehend von der Annahme, daß eine verstärkte Gewaltbereitschaft bei den Jugendlichen auch durch die Darstellung von Gewaltszenen in den Medien gefördert wird, wurde die diesbezügliche Wirkung der Medien auf die Testpersonen überprüft (vgl. Tabelle 4).

Es spricht für sich, daß das Thema „Horror“ (vgl. Tabelle 4), das jederzeit für eine Versinnbildlichung von Gewalt hergenommen werden kann, den absoluten Spitzenwert auf der Beliebtheitskala einnimmt. Andere Inhalte, die ebenfalls einen Symbolwert für Gewalt besitzen, werden allesamt jeweils von einer großen Mehrheit der

Tabelle 4: Was denkst Du, wie beliebt sind bei Jugendlichen gegenwärtig Bücher, Filme, Fernsehsendungen und Zeitschriften mit den folgenden Themen/Inhalten? (Angaben in Prozent)

Themen	sehr beliebt	beliebt	unbeliebt	sehr unbeliebt
Horror	72,8	22,5	2,9	1,8
Science fiction	49,1	40,7	8,0	2,2
Sex	45,6	45,1	7,0	2,3
Psychothriller	41,8	43,3	11,4	3,5
Krieg	34,1	40,7	19,6	5,6
Liebe	28,4	46,1	21,5	4,0
Krimis	10,5	51,9	34,4	3,2
Reality Shows	16,4	43,2	28,0	12,4
Technik	6,5	28,7	45,3	19,5
Tierwelt	6,0	22,7	48,7	22,6
Landschaft, Reisen	1,9	9,5	40,1	48,5
Politik	2,1	9,8	38,2	49,9

Quelle: Eigene Darstellung.

Befragten als „(sehr) beliebt“ eingestuft. Demgegenüber erreichen Themen, die hinsichtlich ihrer psychologischen Wirkung weitestgehend als gewaltfrei gelten können, z.B. „Tierwelt“, „Technik“, „Landschaft/Reisen“, einen sehr niedrigen Beliebtheitsgrad. Insgesamt läßt sich aufgrund der empirischen Befunde ein starkes Interesse an gewalttätigen Darstellungen konstatieren, das durchaus mit einem Sinken der Hemmschwelle zur Gewaltanwendung einhergehen kann. Allerdings wäre es methodisch unzulässig, daraus den Schluß zu ziehen, daß jeder Jugendliche, der eine Vorliebe für Gewaltdarstellungen bzw. -szenen hat, zwangsläufig über kurz oder lang zum Gewalttäter werden muß.

Entsprechend der oben geforderten Unterscheidung zwischen Motiven und begünstigenden Bedingungen zur Gewaltanwendung sollte auch der Frage nachgegangen werden, in welchen Situationen Jugendliche verstärkt zu Gewalttätigkeiten neigen, bzw. welche Faktoren als unmittelbare Auslöser gewaltsamen Handelns in Erscheinung treten (vgl. Tabelle 5).

Wie Tabelle 5 zu entnehmen ist, bestätigt sich erneut, was bereits zu den Motiven und den Problemwurzeln von Gewalt gesagt wurde. Alle vorgegebenen Situationen kommen nach Auffassung

Tabelle 5: Was meinst Du, wann neigen Jugendliche besonders zu Gewalt? (Angaben in Prozent)

Situation	Neigung zu Gewalt			
	meistens	manchmal	selten	nie
Auftreten von Jugendlichen in Gruppen	87,5	9,8	2,1	0,6
nach dem Genuß von Alkohol	78,9	19,0	1,3	0,8
nach dem Genuß von Drogen	59,4	28,7	9,7	2,2
beim Besuch von Massenveranstaltungen	44,7	39,3	13,7	2,3
bei Anfeuerungen durch Schaukustige	38,5	48,7	11,8	1,0
wenn sich die Polizei zurückhält	26,6	46,9	23,2	3,3
nach dem geistigen Konsum von Gewaltszenen	17,1	38,6	36,0	8,3
wenn zuviel Polizei anwesend ist	21,2	30,9	36,7	11,2

Quelle: Eigene Darstellung.

der Testpersonen als Gewaltkatalysatoren in Frage. Dabei rangieren „Auftreten von Jugendlichen in Gruppen“ und „nach dem Genuß von Alkohol“ – an der Spitze der gewaltbegünstigenden Faktoren, was nicht nur den Sozialwissenschaftlern und den Psychologen seit langem bekannt ist, sondern schon fast zur Alltagserfahrung gezählt werden kann. Es wäre jedoch zu kurz geschlossen, gewaltsames Handeln von Jugendlichen ausschließlich und kausal als Folge institutionellen Gruppendrucks und/oder des Einflusses von Alkohol zu interpretieren. Im Hinblick auf die in Tabelle 4 zum Ausdruck kommende geistige Interessenstruktur der befragten Jugendlichen kann angenommen werden, daß Gewalttätigkeiten aus einer bereits vorhandenen Disposition hervorgehen, d.h. daß die Bereitschaft bzw. der Vorsatz zur Gewaltausübung längst vorhanden waren. Die Anwesenheit Gleichgesinnter und der Einfluß von Alkohol verursachen deshalb primär keinen Handlungsdruck, sondern wirken vielmehr als die letzten, hemmungslösenden Faktoren. Man wendet Gewalt an, weil man innerlich längst dazu bereit bzw. entschlossen war und bisher nur aufgrund noch bestehender rationaler und emotionaler Barrieren – z.B. Angst vor den Konsequenzen oder fehlende Selbstsicherheit – daran gehindert wurde.

3. Wirkungsbereiche und Zielgruppen jugendlicher Gewalt

Ausgehend von einem komplexen Gewaltbegriff ging die ISIS-Studie auch den Fragen nach, in welchen gesellschaftlichen Lebensbereichen Jugendgewalt überwiegend vorkommt, gegen wen sie sich vor allem richtet und warum welche Personen bzw. welche gesellschaftlichen Gruppen potentiell von ihr betroffen sind. In den voranstehenden Betrachtungen wurde bereits deutlich, daß gewalttätiges Handeln Jugendlicher in der Regel nicht einfach als Kulturbarbarei und sozialpathologische Entgleisungen abgetan werden kann, sondern daß es für sie bzw. für die meisten von ihnen durchaus eine Bedeutung hat, d.h., einen intrapsychischen, sozialen oder kulturellen Funktionswert besitzt. Dabei kann und soll an dieser Stelle nicht darüber befunden werden, welche Ingredienzien der Gewalt ganz oben rangieren, die psychologischen (z.B. Identitätsbrüche, Orientierungslosigkeiten und Selbstwertverluste), die sozioökonomischen (z.B. Existenzprobleme, sozialer Abstieg) oder die soziokulturellen (z.B. gesellschaftliches Wertevakuum, institutionelle „Umschauelungen“).

Die Wurzeln jugendlicher Gewalt allein in gesellschaftlichen Desintegrationsprozessen⁸ zu sehen – wie dies teilweise Wilhelm Heitmeyer tut –, greift nach unseren Erkenntnissen zu kurz und läßt vor allem im Unklaren, warum die Jugendlichen, die doch alle den gleichen Prozessen ausgesetzt sind, so unterschiedlich darauf reagieren. Auch eine Umschreibung von „Gewalt als Ausdruck eines umfassenden Gefühlsstaus im vereinten Deutschland“⁹ verkennt weitestgehend die sozialisatorische Funktion der Gewalt und leistet, gewollt oder ungewollt, einer Mystifizierung Vorschub. Man kann diesem Phänomen u.E. wissenschaftlich nur gerecht werden, indem man sich zunächst jedes pejorativen (Vor-)Urteils enthält und es so behandelt, wie es sich soziologisch darstellt: als eine hochgradig expressive und kompromißlose Form der Konfliktlösung im sozialen Zusammenleben. Diese kommt in aktiven Auseinandersetzungen jedweder Art zwischen individuellen und über-individuellen Subjekten zum Ausdruck; ihre Expressivität beruht einerseits auf der Vernichtung, Zerstörung und/oder Schädigung der durch die Gewaltanwendung in Mitleidenschaft gezogenen Subjekte/Objekte, andererseits auf Erfolgserlebnissen, Bedürfnisbefriedigung und/oder der Funktionalität der die Gewalt ausübenden Subjekte.

8 Vgl. u.a. Wilhelm Heitmeyer, Gesellschaftliche Desintegrationsprozesse als Ursachen von fremdenfeindlicher Gewalt und politischer Paralyse, in: *Aus Politik und Zeitgeschichte*, B 2-3/93, S. 33-44.

9 Vgl. Hans-Joachim Maaz, *Der Gefühlsstau – ein Psychogramm der DDR*, Berlin 1990.

Angesichts der in der öffentlichen Gewaltdiskussion häufig zu findenden Fokussierung der Gewaltanwendung auf bestimmte Zielgruppen (z.B. fremdenfeindliche Gewalt) erschien es uns von Interesse, diesen Sachverhalt im Alltagsverständnis der Jugendlichen empirisch zu überprüfen. Bei den Fragen „Wer ist Dir gegenüber bisher gewalttätig aufgetreten?“ bzw. „Wem gegenüber hast Du schon einmal Gewalt angewandt?“ wurden drei Personengruppen besonders favorisiert: „fremde Personen“, „Angehörige spezieller Jugendgruppen“ und „Mitschüler“¹⁰. Das läßt auch auf die Lebensbereiche schließen, in denen gewaltsames Handeln unter Jugendlichen am häufigsten vorkommt: in der Schule bzw. in deren Umfeld und in der Öffentlichkeit, z.B. auf Straßen, Plätzen, in gastronomischen und Jugendfreizeiteinrichtungen.

Nimmt man die Schule näher in den Blick, so zeigt sich ein weiteres bemerkenswertes Ergebnis. Entgegen der weitverbreiteten Meinung, daß Gewalt verstärkt in höheren Klassen auftritt bzw. mit dem Alter der Schüler zunimmt, belegen unsere empirischen Befunde, daß der Kulminationspunkt von Gewaltanwendung gegenwärtig in den unteren Klassen liegt; in der ISIS-Studie betraf das vor allem die 7. und 8. Klassen, also die 13- bis 14-jährigen Schüler¹¹. Aufgrund dessen beantwortet sich die Frage, wo, wann und bei wem Gewaltprävention ansetzen sollte, eigentlich von selbst: Erziehung zur Gewaltlosigkeit muß, wenn ihr dauerhafter Erfolg beschieden sein soll, bereits in der frühkindlichen Sozialisation beginnen und müßte, wenn man das Alter der jugendlichen Gewalttäter von Rostock unterstützenden (erwachsenen) Zuschauer in Betracht zieht, nach „oben“ offen sein.

Bei der Darstellung des Täter-Opfer-Zusammenhangs wurde indirekt auf ein Problem aufmerksam gemacht, das für humanistische Wertebildungsprozesse zusehends an Bedeutung gewinnt und das bei der Fokussierung potentieller Täter- bzw. Opfergruppen eine Schlüsselstellung einnimmt: die Existenz von „Feindbildern“. Auf die Frage, ob sie möglicherweise von anderen Menschen als „Feinde“ angesehen werden, antworteten immerhin zwei Drittel der befragten Jugendlichen mit „Ja“. Annähernd gleich viele Probanden, nämlich 60 Prozent, bejahten die Frage, ob sie selbst andere Personen als ihre Feinde betrachten. Diese

10 Als Opfer ihrer eigenen Gewaltanwendung wurden darüber hinaus von den befragten Jugendlichen auch häufiger „Geschwister“ genannt.

11 Aus methodischen Gründen konnten darunter liegende Klassenstufen nicht in die Repräsentativerhebung einbezogen werden. Aber die parallel dazu durchgeführten Tiefeninterviews belegen, daß Gewaltbereitschaft und Gewaltanwendung innerhalb der kindlichen bzw. jugendlichen Sozialisation schon bedeutend früher einsetzen.

Konstellationen sind für das Verhältnis der Betroffenen zur Gewalt von eminenter Bedeutung. Sie lassen vermuten, daß viele Jugendliche sowohl die gegen sie verübten als auch die von ihnen selbst begangenen Gewaltakte nicht als einmalige, zufällige oder spontane Handlungen, sondern als weitestgehend habituell (eben in Form von Feindbildern) verfestigte, damit also zielgerichtete, bewußte, organisierte und wiederholbare Aktionen ansehen.

Die an anderer Stelle bereits erwähnte Instrumentalisierung von Gewalt wird damit neuerlich ebenso unter Beweis gestellt, wie die ebenfalls schon mehrfach angesprochene personelle Geschlossenheit des Täter-Opfer-Kreislaufes. Damit gewinnt die bereits erhobene Forderung nach einer zunächst neutralen Betrachtung von jugendlicher Gewalt über ihren forschungsmethodischen Wert hinaus eine unmittelbar praktische Bedeutung für die Gewaltprävention. Mit einer bloßen Stigmatisierung und Verkettung von Gewalt kommt man dem praktischen Anliegen – ihrer Zurückdrängung bzw. Verhinderung – keinen Schritt näher. Vielmehr steigt die Gefahr ihrer zunehmenden Instrumentalisierung auch im Konnex eines sich wahrscheinlich verschärfenden Generationenkonflikts. Gewalt präsentiert sich dann als „ehrlicher Zeitgeist“ der Kinder und Enkel gegenüber einem „verlogenen Humanismus-Konservatismus“ der Väter und Großväter. Denn letztere sind durchaus nicht frei von Frustrationen und gewalttätigen Neigungen. Sie kompensieren sie nur in einer seichten Variante: als Konsumrausch, Arbeitswut, Alkoholismus, Umweltsünden und Entfremdung familialer Beziehungen.

Wenn festgestellt wurde, daß gesellschaftliche Minoritäten immer potentiell als Opfer in Frage kommen, so heißt das nicht automatisch, daß die Mehrheit der Jugendlichen gegenüber Minderheiten feindselig eingestellt ist bzw. diesen gegenüber stets gewalttätig auftritt. Die konkrete Haltung der Magdeburger Jugendlichen gegenüber Minoritäten bzw. den sogenannten „gesellschaftlichen Randgruppen“ zu beleuchten, war auch ein Anliegen der ISIS-Studie. Zunächst sollten die Testpersonen ihren Standort gegenüber verschiedenen jugendlichen Subkulturen artikulieren. Die Skala der vorgegebenen Werte reichte dabei von „gehöre dazu“ und „finde sie gut“ über „sind mir egal“, bis zu „lehne sie ab“ und „sind Gegner“; die aus dem oben genannten Spektrum herausfallende, methodisch trotzdem unverzichtbare Antwortmöglichkeit „Kenne ich nicht“ vervollständigte die Vorgaben. Insgesamt ergab sich ein breit gefächertes Einstellungsspektrum, das sich von Identifikation über Gleichgültigkeit bis zur Ablehnung erstreckte. Bezeichnenderweise erfuhren jene Grup-

pierungen, für die Gewalt auch Bestandteil ihres kulturellen Selbstverständnisses ist, z. B. „Hooligans“, „Faschos“ und „Skinheads“, überwiegend Ablehnung. Da für das Verhältnis der Jugendlichen zu gesellschaftlichen Randgruppen selbstverständlich ausschlaggebend ist, welche Gruppierungen in ihrem Selbstverständnis als Randgruppen gelten, wurde diesem Sachverhalt eigens eine Frage gewidmet (vgl. Tabelle 6).

Tabelle 6: Welche der nachfolgend aufgeführten Gruppen würdest Du selbst als gesellschaftliche Randgruppe bezeichnen? (Angaben in Prozent)

Gesellschaftliche „Randgruppen“	ja	nein
Drogenabhängige	65,9	34,1
Rechte	61,3	38,7
Linke	55,4	44,6
Asoziale	52,8	47,2
politische Extremisten	52,2	47,8
Homosexuelle	52,2	47,8
Kriminelle	51,8	48,2
Alkoholiker	50,0	50,0
Ausländer	40,0	60,0
Aidskranke	33,2	66,8
Menschen mit alternativen Lebensformen	23,1	76,9
Sozialhilfeempfänger	19,0	81,0
Menschen, für die nur Geld/Konsum zählt	17,9	82,1
Karrieremenschen	16,7	83,3
Arbeitslose	16,0	84,0

Quelle: Eigene Darstellung.

Was die Etikettierung bestimmter gesellschaftlicher Gruppen als „Randgruppen“ betrifft, nehmen die befragten Jugendlichen eine differenzierte Haltung ein. In der Regel ist mit der intrapsychischen Einordnung als „Randgruppe“ auch eine moralische Vorverurteilung, Stigmatisierung und damit Ausgrenzung der betroffenen Minorität verbunden. Insgesamt kann eingeschätzt werden, daß bei einem großen Teil der Probanden keine grundsätzlich negativen Vorurteile bestehen, folglich potentiell günstige Voraussetzungen für eine erfolgreiche Gewaltprävention bei den Jugendlichen im Untersuchungsfeld bezüglich ihrer Haltung zu Minoritäten vorhanden sind.

Eine spezifische Gruppe mit Minoritätencharakter – die der in der Bundesrepublik lebenden Aus-

länder – wurde aus unseren Überlegungen bisher weitgehend ausgeklammert, obwohl die von Jugendlichen gegen sie gerichtete Gewalt in den letzten Jahren Schlagzeilen gemacht hat. Leider hat gerade die Stadt Magdeburg mit den Ereignissen am „Herrentag“ 1994 besonders traurige Berühmtheit erlangt. Nach den Aussagen der Jugendlichen in der ISIS-Untersuchung nimmt Gewalt gegen Ausländer – was die Häufigkeit ihres Auftretens betrifft – innerhalb der Gewalttaten insgesamt einen untergeordneten Rang ein. Allerdings gab die Mehrheit der Befragten bei einer anderen Frage an, daß sie die Zahl der gegenwärtig in Deutschland lebenden Ausländer für zu hoch hält. Obwohl also Gewalttaten gegen Ausländer nur von einer Minderheit der Jugendlichen, insbesondere von rechtsgerichteten Gruppen begangen werden, ist ein gewisser Grad an Xenophobie bei vielen Jugendlichen mehr oder weniger latent vorhanden. Deshalb fordern letztlich auch die Autoren der ISIS-Studie, für die Gewaltprävention bei Jugendlichen verstärkt Maßnahmen einzuleiten, die die Toleranz der Jugend gegenüber Ausländern erhöhen, Ausländerfeindlichkeit zurückdrängen und Gewaltakte gegen Ausländer verhindern.

III. Schlußfolgerungen und Empfehlungen für die Gewaltprävention in der Jugendarbeit

Bezugnehmend auf die hypothetischen Ausgangslagen lassen sich anhand der empirischen Befunde der ISIS-Studie einige Überlegungen für die Gewaltprävention¹² bei Jugendlichen ableiten. Zunächst sollen einige *Schlußfolgerungen allgemeineren Charakters* gezogen werden:

1. Grundsätzlich muß das Ziel von Gewaltprävention und Gewaltdeeskalation darin bestehen, Alternativen für jugendliche Lebensstile und Identifikationsmöglichkeiten mit subkulturellen Lebensentwürfen zu unterbreiten. Ordnungspolitische Maßnahmen – z. B. eine strengere Sanktionierung von Gewalttaten, ein schärferes Vorgehen der Polizei gegen Gewalttäter, eine stärkere Disziplinierung der Jugendlichen in öffentlichen Einrichtungen bzw. durch Sozialisationsinstanzen für Jugendliche – können demgegenüber nur zweitrangig sein bzw. sind als Hilfsmittel anzusehen.

12 Vgl. u. a. Manfred Pabst/Klaus-Dieter Schuster, Jugend – Gewalt – Extremismus in Sachsen-Anhalt. Ergebnisse eines Forschungs- und Bildungsprojektes, in: Aus Politik und Zeitgeschichte, B 46–47/93, S. 10–15.

2. Methodisch gesehen erscheinen vereinzelte, sporadische oder kurzfristige Maßnahmen wenig erfolgversprechend. Da für Gewaltbereitschaft immer ein biographischer Langzeitprozeß und ein komplexes Ursachengefüge verantwortlich sind, muß den die Gewalt verursachenden bzw. auslösenden Faktoren unter Berücksichtigung ihrer gegenseitigen Verschränkung und Langzeitwirkung begegnet werden. Das erfordert den komplexen und langfristigen Einsatz vielgestaltiger Präventivmittel.
3. Da Gewalt für viele Jugendliche ein Alltagsproblem geworden ist, muß sich das Schwergewicht der Gewaltprävention auf die Lösung jener Probleme richten, die für die Mehrheit der Jugendlichen zutreffen. Das betrifft vor allem die Unterbreitung von Verhaltensangeboten zum gewaltfreien Frustrationsabbau, die Erhöhung jugendlicher Kompetenz zur friedlichen Konfliktregelung, die Verhinderung eines weiteren Absinkens der Hemmschwelle zur Gewaltanwendung, die Herausbildung eines Rechtsbewußtseins im Sinne rechtsstaatlicher Grundsätze und die Stabilisierung der primären jugendlichen Sozialisationsinstanzen, der Elternhäuser bzw. Herkunftsfamilien und informellen soziopsychischen Beziehungsstrukturen, bzw. deren verstärkte Einbindung in die Sozialarbeit.
4. Da politisch orientierte Jugendliche und Gruppen mit einem ausgeprägten subkulturellen Hintergrund eine besonders hohe Gewaltbereitschaft aufweisen, ist bei der Gewaltprävention besonderes Augenmerk auf diese Klientel zu richten. Derartige Gruppen und Szenen haben für ihre Mitglieder eine hohe sozialintegrative und identitätsstiftende Bedeutung, weshalb sie nicht stigmatisiert, isoliert und ausgegrenzt werden dürfen. Gewaltprävention muß vielmehr verstärkt in ihnen bzw. über sie realisiert werden.

Im einzelnen können für die Gewaltprävention in der Jugendarbeit folgende *Empfehlungen* gegeben werden:

1. Gesellschaftliche Institutionen, die einen Einfluß auf die Wertbildung von Jugendlichen haben – z. B. Elternhaus, Schule, Massenmedien –, sind aufgefordert, mit ihrer Arbeit stärker auf diesbezügliche Prozesse einzuwirken. Insbesondere sollten gewaltverherrlichende Szenen – vor allem in Filmen, Fernsehspielen, Zeitschriften, aber auch in erzieherischen Interaktionsprozessen – eingeschränkt, die positive Darstellung von Gewalt als kultureller Selbstdarstellung oder legitimem Konfliktlösungsmit-

tel vermieden, der Aufbau von Feindbildern unterlassen bzw. bestehende Feindbilder abgebaut und den Jugendlichen prononciert rechtsstaatliche und pluralistische Wertorientierungen vermittelt werden.

2. Da sich die Handlungsmaximen der Straßensozialarbeit – Zuhören, Verstehen, Ernstnehmen, Ins-Gespräch-Kommen – als außerordentlich wirkungsvoll beim Abbau jugendlicher Gewaltverherrlichung und bei der Erziehung zu demokratischen Formen von Gesellschaftsprotest erwiesen haben, sollte die Straßensozialarbeit personell und etatmäßig ausgebaut werden und sich verstärkt der Gewaltprävention zuwenden¹³. Darüber hinaus können die o.g. Grundsätze auf andere Bereiche der Jugendarbeit übertragen werden. Dazu gehört auch die Einrichtung „runder Tische“, an denen Jugendliche gemeinsam mit Vertretern aus Politik, Verwaltung, Polizei und Justiz über die Zurückdrängung jugendlicher Gewalt beraten und direkten Einfluß auf politische bzw. administrative Entscheidungsfindungen haben können.
3. Da Jugendgewalt vor allem an den Schulen zu finden ist, muß durch die Träger der Jugendhilfe die Schulsozialarbeit verstärkt werden. Dabei darf diese Tätigkeit nicht auf die höheren Klassenstufen beschränkt bleiben, sondern muß in der Unterstufe beginnen und sich kontinuierlich über alle Altersgruppen erstrecken.
4. Da viele Gewalttaten von Jugendlichen in der Freizeit begangen werden, sollte dem weiteren Abbau von Jugendfreizeiteinrichtungen in den neuen Bundesländern entgegengewirkt werden; vielmehr sollten zusätzliche materielle und finanzielle Mittel für Einrichtungen bereitgestellt werden. Dabei ist es besonders wichtig,

13 Vgl. u.a. Reinhard Koch, Deeskalation von Jugendgewalt. Praktische Erfahrungen aus Sachsen-Anhalt, in: *Aus Politik und Zeitgeschichte*, B 46-47/93, S. 16-23; Ulrich Piaszcynski, Mobile Jugendarbeit mit rechtsextrem orientierten Jugendlichen in Baden-Württemberg. Ein sozialpädagogischer Ansatz zur Konfliktbearbeitung, in: ebd., S. 24-31.

daß entsprechende Angebote bei den Jugendlichen auf Akzeptanz stoßen, d.h. sie dürfen nicht von vornherein mit Bedingungen verknüpft werden, die einen sichtbaren Eingriff in die Autonomie und Selbstorganisation von jugendlichen Beziehungsstrukturen bedeuten.

5. Um die fehlende bzw. mangelhafte Einbindung Jugendlicher in stabile soziopsychische Beziehungsstrukturen und das damit verbundene Vakuum in ihrer soziopsychischen Orientierung zu überwinden, sollten die dafür kompetenten Bezugspersonen – insbesondere Sozialarbeiter und Streetworker – zielgerichtet am Aufbau derartiger Strukturen (z.B. Netzwerke, Freizeitcliquen) arbeiten.
6. Da der Mangel an gewünschten beruflichen Ausbildungs- und Arbeitsplätzen in den neuen Bundesländern einen nachweislichen Grund für soziopsychische Orientierungslosigkeit vieler Jugendlicher darstellt, sollten die von den Bundesländern sowie der Bundesanstalt für Arbeit und den Kommunen getragenen spezifischen Förderprogramme in der Berufsausbildung und auf dem Arbeitsmarkt ausgebaut werden.
7. Da Gewaltanwendung oft aus einer „Opferlage“ heraus als „Gegengewalt“ erfolgt, sollten Jugendliche darüber informiert werden, wie sie sich vor Gewalt schützen bzw. Situationen vermeiden können, in denen Gewalt erfahrungsgemäß eskaliert. Eine Verknüpfung von Täter- und Opferperspektive ist vor allem dadurch möglich, daß die Jugendlichen über die Jugendarbeit präventiv mit den Folgen schwerer Gewalttaten vertraut gemacht werden sowie der vielerorts bereits praktizierte Täter-Opfer-Ausgleich erweitert wird.
8. Um gewalttätige Auseinandersetzungen zwischen verschiedenen Jugendgruppen zu verhindern, gilt es, vermittels integrativer Jugendarbeit territoriale und kulturelle Abgrenzungen zwischen den Gruppen und Szenen aufzubrechen und Formen des Dialogs, der Verständigung, der Durchführung gruppenübergreifender Maßnahmen und, nach Möglichkeit, der gemeinschaftlichen Betreuung zu finden.

Jugend und Religion in den neuen Bundesländern

I. Zur Bedeutung des Themas „Jugend und Religion“

Das Forschungsprojekt „Jugend und Religion“, durch dessen Ergebnisse¹ ich im folgenden einen kleinen Streifzug unternehmen will, wurde im Frühjahr 1989 konzipiert, in einer Zeit also, in der der Fall der Mauer oder gar die deutsche Einheit bestenfalls als eine ferne Zukunftsvision erschienen. Als Ende 1990 schließlich – nachdem das Bonner Ministerium für Jugend, Familie, Frauen und Gesundheit die Finanzierung zugesagt hatte – mit der Realisierung des Projektes begonnen werden konnte, war der Einigungsvertrag freilich bereits unter Dach und Fach und somit war es möglich, ja unumgänglich geworden, auch die ehemalige DDR in die Erhebung einzubeziehen. Wir gingen jedoch schon aufgrund der augenfälligen Unterschiede, etwa der ganz anderen konfessionellen Struktur, der viel geringeren Kirchenmitgliedschaft und der Rolle der Kirchen als Zentren der Opposition davon aus, daß die in der DDR aufgewachsene Jugend nicht einfach an die West-Jugend „angeschlossen“ werden dürfte. Der Ost-West-Vergleich wurde zwar ein wichtiger Teil des Forschungsvorhabens, am Anfang aber standen grundsätzlichere Überlegungen, auf die hier zunächst ein kurzer Blick geworfen werden soll.

Konfrontiert mit einer Vielzahl neuer Herausforderungen im Umkreis des Religiösen – angefangen bei pendelnden und gläsernrückenden Schülern über die Verschmelzung von postklassischer Physik, Selbsterfahrung und Spiritualität in der rasant expandierenden New-Age-Bewegung bis hin zu neuen fundamentalistischen, charismatischen und liturgischen Strömungen an den Rändern der traditionellen christlichen Kirchen selbst –, konfrontiert mit einer neuen religiösen Unruhe also, die sich aber in weiten Teilen außerhalb kirchlicher Strukturen und Angebote artikuliert, sah sich der

1 Vgl. Heiner Barz, Religion ohne Institution? Eine Bilanz der sozialwissenschaftlichen Jugendforschung (Band 1), Opladen 1992; ders., Postmoderne Religion am Beispiel der jungen Generation in den alten Bundesländern (Band 2), Opladen 1992; ders., Postsozialistische Religion am Beispiel der jungen Generation in den neuen Bundesländern (Band 3), Opladen 1993.

Dachverband der Evangelischen Jugendarbeit, die aej², Ende der achtziger Jahre veranlaßt, nach grundlegenden Daten zur Religiosität Jugendlicher zu fragen. Die vielfältigen Veränderungen in den Sozialisationsbedingungen und in der Lebenswelt Jugendlicher und die damit einhergehenden Attraktivitätseinbußen des traditionellen kirchlichen Angebots warfen ebenfalls die Frage auf, welche religiösen Überzeugungen, Erlebnisweisen und Rituale heute das Alltagsleben Jugendlicher prägen.

Der empirischen Sozialwissenschaft war dazu nur äußerst Spärliches zu entnehmen³: Seit über 30 Jahren⁴ markiert das Thema „Jugend und Religion“ einen blinden Fleck in der Forschungslandschaft – zumindest insoweit Religion nicht auf Ritualteilnahme und die Zustimmung zu Glaubenssätzen reduziert, sondern auch die Alltagsrelevanz religiöser Überzeugungen, der subjektive Stellenwert konkurrierender Sinn-, Freizeit- und Krisenbewältigungsangebote, die Einbettung von Religion ins soziale Ganze einbezogen wird. Zwar liegen eine Reihe von Untersuchungen zum Problem der sogenannten Jugendsekten, zu den Kirchentagen oder zum Jugend-Okkultismus vor. Aber die Fixierung auf diese eher exotischen Phänomene, die trotz großer öffentlicher Aufmerksamkeit – auch und insbesondere in den neuen

2 In der aej, der Arbeitsgemeinschaft der Evangelischen Jugend in der Bundesrepublik Deutschland und Berlin West e. V., wie sie damals noch hieß, sind die evangelischen Verbände und Jugendwerke, wie CVJM, EC (Deutscher Verband der Jugendbünde für entschiedenes Christentum e. V.), VCP (Verband Christlicher Pfadfinderinnen und Pfadfinder e. V.), AES (Arbeitsgemeinschaft Evangelischer Schülerarbeit) usw., sowie die Jugendarbeit aller Mitgliedskirchen der EKD und eines Teils der evangelischen Freikirchen zusammengeschlossen.

3 Einschlägige Standardwerke der Sozialisationsforschung (vgl. z. B. Klaus Hurrelmann/Dieter Ulich [Hrsg.], Neues Handbuch der Sozialisationsforschung, Weinheim-Basel 1991⁴), der Entwicklungspsychologie (vgl. z. B. Hanns Martin Trautner, Lehrbuch der Entwicklungspsychologie, 2 Bände, Göttingen u. a. 1978/1991) oder der Jugendforschung (vgl. z. B. Heinz-Hermann Krüger [Hrsg.], Handbuch der Jugendforschung, Opladen 1988) enthalten noch nicht einmal im Register Stichworte wie Religion, Kirche oder Glauben. Erst die zweite Auflage von Krügers Handbuch von 1993 enthält einen Beitrag „Jugend und Religion“.

4 Auch die letzte umfassende Studie von Hans-Otto Wölber, Religion ohne Entscheidung. Volkskirche am Beispiel der jungen Generation, Göttingen 1959, war übrigens von der aej in Auftrag gegeben worden.

Bundesländern! – nur für kleine Minderheiten von Bedeutung sind, verstellt gerade den Blick auf die breite Mehrheit der religiös unauffälligen Jugendlichen. Von besonderem Interesse war dementsprechend von Anfang an die Frage nach der „Religion der Areligiösen“: Was glauben eigentlich die, die an nichts glauben bzw. zu glauben meinen? Welche neuen Formen der kontemplativen Selbsterkenntnis, der symbolischen Verdichtung von Alltagserfahrung sowie der rituellen Alltagsferne, der inneren Einkehr und des kollektiven Verbundenheitserlebens haben die Funktion der verblassenden christlichen Überlieferung übernommen? Damit schloß sich die Studie der von Emile Durkheim begründeten, z.B. von Talcott Parsons fortentwickelten und heute vielleicht am einflußreichsten von Thomas Luckmann vertretenen funktionalen, leistungsbezogenen Sicht von Religion an. Obgleich diese genuin soziologische Betrachtungsweise der Religion theologische Besinnungen aufs Proprium („das Eigene“) weder ersetzen kann noch will, können von ihr doch wertvolle Anregungen auch für die kirchliche Arbeit ausgehen. Die erstaunliche Resonanz auf die Veröffentlichung der Ergebnisse dieses Forschungsprojekts⁵ nicht nur in Fachkreisen⁶, sondern auch in der Kirchenpresse und der kirchlichen Jugendarbeit⁷, scheint dies zu bestätigen.

II. Methode und Forschungsdesign

In Fällen, in denen ein bislang kaum erforschtes Gelände durch eine Pilotstudie erschlossen werden soll, hat sich das Erhebungsinstrumentarium der qualitativen, themenzentrierten Einzelgespräche bewährt. Ziel dieser zeitaufwendigen und auswertungsintensiven Gespräche ist die weitgehend authentische Selbstdarstellung der Gesprächspartner, unterstützt durch einfühlsame Interviewer. Unter Verzicht auf vorgegebene Kategoriensysteme kann der Gesprächspartner im Idealfall alle für ihn subjektiv relevanten Einstellungen, Erwartungen, Motive und Gefühle zum Ausdruck bringen. Behutsames Nachfassen durch psychologisch geschulte Interviewer nach den Regeln der

5 V.a. der zweite Band (H. Barz, Postmoderne Religion [Anm. 1]) fand ein großes Echo.

6 Vgl. dazu stellvertretend das Vorwort von Thomas Luckmann, in: H. Barz, Postmoderne Religion (Anm. 1), S. 11–17, hier S. 15. Neben zahllosen Artikeln und Sendungen in den Populärmedien erschienen bisher über 50 größtenteils beifällige, teils kritische Berichte und Rezensionen allein in der Fachpresse.

7 Allein innerhalb des ersten Jahres nach der Veröffentlichung befaßten sich an die 50 Fachtagungen im In- und Ausland mit den brisanten West-Ergebnissen.

klientenzentrierten Gesprächsführung erlaubt die Gewinnung von heuristischen Hinweisen auf tieferliegende Ängste, Wünsche, Sehnsüchte, Sympathien und Antipathien, die durch standardisierte Fragebogeninterviews nicht umstandslos zu ermitteln sind. Ohne damit anspruchsvolle Forderungen wie beispielsweise die nach der „Rekonstruktion des sozialen Unbewußten“ auch nur ansatzweise einlösen zu wollen, hat sich diese Forschungsstrategie doch über viele Jahre hinweg – etwa in der SINUS-Lebensweltforschung – bewährt, ja als äußerst fruchtbar erwiesen⁸.

Zur Vorbereitung der eigentlichen Erhebung wurde eine Bilanz des Forschungsstandes unter besonderer Berücksichtigung der „funktionalen Äquivalente“ von Religion erarbeitet⁹. Parallel dazu wurde in zehn Gesprächen mit namhaften Experten aus den Bereichen Jugendforschung, Theologie, Kultursoziologie, Religionspädagogik und Jugendarbeit der aktuelle fachwissenschaftliche Diskussionsstand problembezogen erhoben. Die so gewonnenen Erkenntnisse, Anregungen und Desideratanzeigen flossen in die Konzeption des Themenkatalogs ein, der den ca. dreistündigen Gesprächen zugrunde lag. Bei der Festlegung der zu behandelnden Themen orientierten wir uns auch an den fünf Dimensionen der Religiosität des amerikanischen Religionssoziologen Charles Y. Glock. Mit Glock, dessen Modell unserer Unter-

8 Es sei angemerkt, daß sich dieses Verfahren stark von der in der akademischen Sozialwissenschaft weithin bekannten Oevermannschen Objektiven Hermeneutik unterscheidet: schon hinsichtlich der Stichprobengröße (in der Regel werden 50 bis 100 Fälle bearbeitet) und der Stichprobenziehung (in der Regel werden quotierte Kontrastgruppen gebildet) bis zu den Auswertungsschritten (am Anfang stehen Einzelfallstudien auf der Basis von Tonbandmitschnitten der Gespräche, es folgt die Entwicklung von Kategoriensystemen am Textmaterial und dessen fallspezifische, themenspezifische und quotengruppenspezifische Verdichtung in mehreren Stufen, schließlich die Darstellung und Interpretation der so gewonnenen Befunde).

Zwar lernt man qualitative empirische Sozialforschung nach meiner festen Überzeugung genausowenig aus Büchern wie Autofahren oder Schwimmen – wer auf eigenes Risiko aber dennoch schriftliche Auskünfte über das qualitative Paradigma erhalten möchte, findet diese noch am ehesten bei Peter M. Wiedemann, Erzählte Wirklichkeit. Zur Theorie und Auswertung narrativer Interviews, Weinheim-München 1986, oder bei Roland Girtler, Methoden der qualitativen Sozialforschung. Anleitung zur Feldarbeit, Wien u.a. 1988². Einen Überblick über die neuere Literatur gibt Christian Fleck, Vom „Neuanfang“ zur Disziplin? Überlegungen zur deutschsprachigen qualitativen Sozialforschung anlässlich einiger neuer Lehrbücher, in: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, 44 (1992) 4, S. 747–765. Fleck bestätigt freilich meine Skepsis, wenn er über die Autoren der Lehrwerke festhält: „Sie schreiben Methodenbücher vor dem Hintergrund relativ geringer Forschungserfahrung.“ (S. 759).

9 Dieser Literaturbericht erschien als erster Band des Forschungsberichts „Jugend und Religion“: H. Barz, Religion ohne Institution? (Anm. 1).

suchung als heuristisches Suchraster diente, unterschieden wir

1. *die rituelle Dimension*, die etwa Gottesdienst, Gebet und andere autotherapeutische Praktiken, Konfirmation, Jugendweihe, okkulte Rituale beinhaltet;
2. *die ideologische Dimension*, die sich auf Glaubensüberzeugungen – z.B. Glaube an Gott, Auferstehung, Wunder, Sünde, Lebenssinn etc. – bezieht;
3. *die intellektuelle Dimension*, die Kenntnisse über religiöse Themen wie Bibel, Jesus, fremde Religionen, New Age etc. beschreibt;
4. *die Dimension der Konsequenzen*, bei der es um die sozialen Auswirkungen religiöser Orientierungen, etwa Ethik im Alltag (Beispiel: ungewollte Schwangerschaft) und soziales Engagement, geht, und schließlich
5. *die Erlebnisdimension*, die nach religiös vermittelten Gefühlen, z. B. der Furcht oder der Zuversicht und der Geborgenheit fragt, aber auch religiöse Symbole oder heilige Orte einbezieht.

Ich brauche kaum zu erwähnen, daß in der empirischen Religionssoziologie der letzten Jahrzehnte Religion zumeist auf die beiden ersten Dimensionen reduziert wurde. Die von Thomas Luckmann in seinem berühmten Buch über „die unsichtbare Religion“ vor über dreißig Jahren formulierte Feststellung gilt leider noch immer: „Kaum eine andere soziologische Disziplin ist so vollständig von einer engen positivistischen Methodologie beherrscht wie die neuere Religionssoziologie.“¹⁰ Weiter versteht es sich von selbst, daß die Ergebnisse der hier vorzustellenden Studie als Hypothesen zu lesen sind, die der weiteren Überprüfung bedürfen.

Die Feldphase lag im Westen Deutschlands in den Monaten Februar bis April 1991, im Osten im Mai bis Juli 1991. Ausgewertet wurden insgesamt 86 focussierte Tiefeninterviews mit Jugendlichen und jungen Erwachsenen im Alter von 12 bis 24 Jahren, davon 62 aus West- und 24 aus Ost-Deutschland. Neben gängigen Kriterien wie Alter, Bildungsabschluß bzw. Schulart, Geschlecht, Urbanität wurde die Stichprobe nach Kirchennähe

10 Thomas Luckmann, *Die unsichtbare Religion*, Frankfurt am Main 1991 (ursprünglich 1963, erweiterte engl. Fassung 1967), S. 54. Daß diese nach wie vor dominante kirchensoziologische Seilschaft sich auch heute noch über den Versuch, die funktionale Sicht der Religion empirisch fruchtbar zu machen, nur entrüsten kann, liegt in der Natur der Sache. Man erinnere sich nur, daß Joachim Matthes bereits 1967 gegen Luckmanns erweiterten Religionsbegriff Stellung bezog. Vgl. Joachim Matthes, *Religion und Gesellschaft – Einführung in die Religionssoziologie II*, Reinbek 1967, S. 117.

quotiert. Etwas vereinfacht wurden drei Gruppen unterschieden:

1. die Gruppe der Kirchennahen, definiert über die aktive Teilnahme an kirchlicher Jugendarbeit;
2. die Gruppe der Kirchenfernen, operationalisiert darüber, daß sie kirchlichen Angeboten fernbleiben, und
3. die Gruppe derjenigen, die über aktive Erfahrungen mit Techniken oder Lehren aus dem Umkreis von New Age oder des Okkultismus verfügen. Gesprächspartner aus dieser letzten Gruppe haben wir in Anlehnung an Peter L. Bergers These vom „Zwang zur Häresie“¹¹ als „Häretiker“ bezeichnet.

III. Probleme des sozialwissenschaftlichen Ost-West-Vergleichs

Der heuristische Charakter, der den Befunden der gesamten Studie zukommt, gilt für die Erhebung im Osten in besonderer Weise. Mußte schon für den Westen hinsichtlich des Themas „Jugend und Religion“ eine äußerst dürftige Datenbasis konstatiert werden, so kann für die ehemalige DDR von einem diesbezüglichen „Forschungsstand“ gleich gar nicht die Rede sein. Ein zweites Problem liegt in der eingeschränkten Übertragbarkeit von im Westen erprobten Forschungstechniken auf die neuen Bundesländer. Der unterschiedliche Wortschatz bzw. -gebrauch stellt dabei noch die geringste Schwierigkeit dar. Ein schwerwiegenderes Hindernis bildet die größere, vor dem Hintergrund der Stasi-Erfahrungen aber verständliche Scheu der Neu-Bundesbürger, fremden Interviewern persönliche Einstellungen, Vorlieben oder Erfahrungen preiszugeben. Bedeutet die daraus resultierende Flucht in Allgemeinplätze – etwa die Bevorzugung des unverfänglicheren „man“ anstelle eines bekennenden „ich“ – eine Schranke auf seiten der Befragten, so bildet das Fehlen eines gemeinsamen kulturellen Hintergrundes eine nicht zu unterschätzende Schwierigkeit auf seiten des Auswerters und Interpreten. Denn ich gehe mit Jörg Ueltzhöffer und Bodo Berthold Flaig davon aus, daß „es sich bei sozialempirischen Ost-West-Analysen in Deutschland – auf absehbare Zeit jedenfalls – um *interkulturelle Vergleiche* handelt“¹².

11 Peter L. Berger, *Der Zwang zur Häresie. Religion in einer pluralistischen Gesellschaft*, Freiburg 1992 (1980).

12 Jörg Ueltzhöffer/Bodo Berthold Flaig, *Spuren der Gemeinsamkeit? Soziale Milieus in Ost- und Westdeutschland*, in: Werner Weidenfeld (Hrsg.), *Deutschland. Eine Nation – doppelte Geschichte*, Köln 1993, S. 61–82, hier S. 62 (Hervorhebung im Original).

Allzu hochgespannte Erwartungen werden die folgenden Ergebnisse schließlich auch deshalb nicht befriedigen können, weil die empirische Basis – nicht zuletzt in der Hoffnung auf eine zweite, breiter angelegte Forschungsphase – mit 24 Interviews vergleichsweise schmal bleiben mußte.

IV. Fremd im eigenen Land

Zu den größten Überraschungen des Projektes gehört die erfolglose Suche nach „Häretikern“ im Osten. Ungeachtet des durch übereifrige Sektenjäger und sensationsgierige Medien¹³ hervorgerufenen Eindrucks, ostdeutsche Jugendliche seien infolge einer grassierenden Orientierungslosigkeit eine leichte Beute jeglicher para- und pseudoreligiöser Angebote, konnten wir trotz intensivster Bemühungen keine Gesprächspartner finden, die über eigene aktive Erfahrungen mit okkulten Praktiken oder New-Age-Techniken verfügten. Das Fehlen von „Häretikern“ in den neuen Bundesländern erschien auch uns zunächst um so erstaunlicher, als es eine bisher kaum bezweifelte Lehrmeinung über die Entstehungsbedingungen „religiöser Extremgruppen“ in Frage stellt – geht man doch allgemein davon aus, daß „Krisenzeiten ... stets eine Sternstunde religiöser Randgruppen“ seien¹⁴. Und daß die Wende mit ihrer Euphorie und die nach dem Beitritt der DDR zur Bundesrepublik Deutschland am 3. Oktober 1990 eingetretene Katerstimmung in jeder Hinsicht ein Gefühl existentieller Verunsicherung hervorgebracht haben, bedarf kaum eines Beweises. Die angesichts des hohen Tempos der Veränderungen geforderten Umorientierungs- und Anpassungsleistungen kamen allenthalben auch in unseren Interviews zum Ausdruck, etwa in folgendem Resümee eines 17jährigen Schülers einer Leistungsklasse: „Wenn sich alles um einen herum ändert und alles anders wird, wenn das Land, in dem man lebt, obwohl man an derselben Stelle lebt, ein anderes wird, ... also das ist ja wirklich etwas sehr Merkwürdiges ... Es ändert sich das Geld, mit dem man bezahlt, die

13 Als einer der ersten und rühmlichsten Warner ist der Berliner Pfarrer Thomas Gandow zu nennen, als Beispiel medialer Desinformation kann die TV-Reportage „Invasion der Seelenfänger“ im Bayerischen Rundfunk vom 11.1. 1994 gelten.

14 So z.B. der ostdeutsche Sektenforscher Helmut Obst, Zwischen Geistheilung und Konsum, in: Lutherische Monatshefte, (1992) 1, S. 8–11, hier S. 9, der freilich angefügt: „Die bisherige Entwicklung nach der Wende blieb aber, wenn ich richtig sehe, auch hier weit hinter den Erwartungen zurück.“

Waren, die man kauft, werden andere, die Gesetze, nach denen man leben muß, die Grundsätze, die gelehrt werden. Wenn der einzelne das nicht so schnell verkraftet, dann wird er fremd im eigenen Land.“

Nichts also wäre naheliegender, als daß sich die derart verunsicherten Neu-Bundesbürger in Scharen den um sie werbenden Heilslehren, den esoterischen und okkulten Glücksversprechen und Deutetechniken zuwendeten. So schlüssig indessen diese Erwartung scheint – die empirische Wirklichkeit belehrt eines besseren.

V. Der Osten – eine leichte Beute für Seelenfänger?

Erst eine genauere Analyse vermag das überraschende Desinteresse der Ostdeutschen an religiösem Extremismus aufzuklären. Zwei Überlegungen scheinen mir dabei wesentlich. Die erste bezieht sich auf den „häretischen Imperativ“, den der amerikanische Soziologe Peter L. Berger als Strukturmerkmal moderner, pluralistischer Gesellschaften postuliert:

„Das deutsche Wort ‚Häresie‘ geht zurück auf das griechische Verb *hairein*, das soviel wie ‚wählen‘ bedeutet. Eine *Hairesis* bedeutete ursprünglich ganz einfach, eine Wahl zu treffen. ... Damit der Begriff der Häresie überhaupt irgendeine Bedeutung bekommen konnte, war die Autorität einer religiösen Tradition notwendige Voraussetzung. Nur im Hinblick auf eine solche Autorität konnte man überhaupt eine häretische Einstellung annehmen. Der Häretiker leugnete diese Autorität und lehnte es ab, die Tradition *in toto* zu akzeptieren. Statt dessen suchte und wählte er aus den Traditionsinhalten aus, und aus diesem Ausgesuchten und Ausgewählten bildete er sich seine eigene abweichende Meinung. ... *In prämodernen Situationen leben die Menschen in einer Welt religiöser Sicherheit, die gelegentlich durch häretische Abweichungen in Mitleidenschaft gezogen wird. ... Für den prämodernen Menschen stellt die Häresie eine Möglichkeit dar, für gewöhnlich allerdings eine fernab gelegene; für den modernen Menschen wird Häresie typischerweise zur Notwendigkeit. ... Der moderne Mensch lebt ... in einer Welt voll Wahlmöglichkeiten. ... Das gewöhnliche Alltagsleben ist voller Wahlmöglichkeiten, angefangen von der höchst trivialen Wahl zwischen miteinander konkurrierenden Konsumwaren bis hin zu weitreichenden Alter-*

nativen im Lebensstil. Auch die Biographie ist eine Abfolge von Wahlen, ... Wahlmöglichkeiten hinsichtlich der Bildungs- und Berufslaufbahn, der Ehepartner und -stile, der alternativen Erziehungsweisen, der beinahe unbegrenzten Vielfalt freiwilliger Bindungen, sozialer und politischer Engagements. ... *Modernität schafft eine neue Situation, in der Aussuchen und Auswählen zum Imperativ wird.*¹⁵

Für diese Situation des radikalisierten Pluralismus hat sich inzwischen der Begriff Postmoderne eingebürgert, der entgegen manchem Mißverständnis nicht eine epochale Novität, schon gar nicht eine Gegen-Moderne bezeichnet, sondern vielmehr die verallgemeinerte Verwirklichung, die flächendeckende Durchsetzung der in der Moderne angelegten Dezentrierungspotentiale¹⁶.

Es dürfte nun nicht mehr ganz so unverständlich erscheinen, daß eine Gesellschaft wie die der DDR die Vielfalt und Buntheit, Differenz und Dissens auf allen Ebenen zu unterbinden suchte, kaum „Häretiker“ im eben beschriebenen Sinne hervorgebracht hat¹⁷. Das dabei vorausgesetzte Vorhandensein gleich-gültiger Wahlmöglichkeiten war im real existierenden Sozialismus weder materiell noch ideell gegeben. Die Uniformität des Warenangebots, die Vorbestimmtheit der Lebensplanung, die Systematik der Kontrolle, die Normierung der Weltsicht, der allgegenwärtige Bevormundungs- und Versorgungsanspruch des DDR-Regimes sind zu oft beschrieben worden, als daß ich sie hier auszuführen bräuchte. Die Gleichschaltung und Außensteuerung von Denken, Lebensstil und Lebensverlauf stehen jedenfalls in scharfem Kontrast zur Bundesrepublik Deutschland, in der sich mittlerweile schon der Supermarkt von nebenan mit dem Motto „Lust am Leben“, der Optiker mit dem „Erlebnis Brille“ und die Bibelgesellschaft mit dem Slogan „Jedem die Bibel, die er braucht“ darum bemühen, die Wahlentscheidungen der Menschen zu ihren Gunsten zu beeinflussen. Einer der großen alten Männer der Jugendforschung, Shmuel N. Eisenstadt, konstatiert dementsprechend, „daß die Jugend in der BRD bereits durch viele postmoderne Züge gekennzeichnet war, während sie in der DDR im wesentlichen noch innerhalb des Rahmens eines bestimmten Typus von Modernität verblieb“¹⁸.

15 P. L. Berger (Anm. 11), S. 40f., 32f., 41 (Hervorhebungen im Original; Satzfolge von mir umgestellt, H. B.).

16 Vgl. dazu z. B. Wolfgang Welsch, *Unsere postmoderne Moderne*, Weinheim 1991³, insbesondere S. 65–85.

17 Dafür natürlich um so mehr Ketzer des von Berger als prämodern beschriebenen Typs.

18 Shmuel Noah Eisenstadt, *Jugend in Europa zwischen moderner und postmoderner Gesellschaft*. Vorwort, in: H. Barz, *Postsozialistische Religion* (Anm. 1), S. 11–28, hier S. 11.

Ein zweiter Grund für den offenkundig fehlenden Zuspruch der Ostdeutschen zu Sekten, Okkultismus und Esoterik liegt – auch das widerspricht einer naheliegenden Vermutung – in der Zurückdrängung des christlich-kirchlichen Einflusses in der DDR. Denn entgegen der vor allem in kirchlichen Expertisen immer wieder überstrapazierten „Sinn-Defizit-Hypothese“, die den schwindenden Einfluß christlicher Glaubensüberzeugungen, das Fehlen übergeordneter Orientierungssysteme für die Hinwendung zu fragwürdigen „Konkurrenzangeboten“ verantwortlich machen will, wird von verschiedenen Okkultismus-Forschern¹⁹ übereinstimmend eher ein Zusammenhang zwischen einer fehlgeschlagenen – man könnte auch sagen: einer umgepolten – traditionell-kirchlichen Sozialisation und okkulten Neigungen konstatiert: „Somit scheint es für langandauernde und ‚härtere‘ Okkultkarrieren Jugendlicher gerade nicht so zu sein, wie viele Experten vermuten, daß sie Resultat eines Sinndefizits, eines religiösen Orientierungsvakuums und -verlustes sind, sondern sie werden im Gegenteil eher durch ein Zuviel an religiösem Sinn hervorgerufen ...“²⁰

Wenn Okkultismus also die Fortsetzung religiöser Indoktrination mit anderen Mitteln, unter umgekehrten Vorzeichen, ist, wird klar, warum er in der ehemaligen DDR noch kaum Fuß fassen konnte²¹. Denn mit der Entkonfessionalisierung der DDR ging auch eine starke Skepsis gegenüber allem Übernatürlichen einher.

Entsprechendes gilt für die Attraktivität von (Jugend-)Sekten, Esoterik und New Age, so daß die für uns zunächst so überraschende Vergeblichkeit der Suche nach „Härterikern“ in der ehemaligen DDR inzwischen auch von besonnenen Beobachtern als Widerlegung einer falschen Erwartung bestätigt wird: „Es hat in den neuen Bundesländern die befürchtete ‚Invasion‘ von Sekten und religiösen Gruppierungen bisher nicht gegeben. Zwar haben Krishnas und die Scientologen in jeder Stadt

19 Näheres dazu in Heiner Barz, *Dramatisierung oder Suspension der Sinnfrage? Anomietendenzen im Bereich Religion/Kirche*, in: Wilhelm Heitmeyer u. a. (Hrsg.), *Anomietendenzen und ihre Bedeutung für interethnische und interkulturelle Konflikte* (Arbeitstitel, in Vorbereitung).

20 Werner Helper, *Okkultismus – Die neue Jugendreligion? Die Symbolik des Todes und des Bösen in der Jugendkultur*, Opladen 1992, S. 25f.

21 Inzwischen ist die okkulte Welle möglicherweise da und dort auch in die neuen Bundesländer übergeschwappt – obgleich durch den spektakulären, angeblichen Ritual-Mord an Sandro Beyer im thüringischen Sondershausen wiederum eine falsche Optik entstand. Die gründlichen Hintergrund-Recherchen von Frank Nordhausen und Liane von Billerbeck (*Die Zeit*, Nr. 31 vom 30. 7. 1993) bestätigen jedenfalls, was auch die ermittelnde Anklagebehörde immer wieder betonte: „Die Tat als solche hat mit dem Satanskult unmittelbar überhaupt nichts zu tun.“ (Zitiert nach FAZ vom 1. 1. 1994)

ihre Stände aufgebaut und zu Veranstaltungen eingeladen; der Besuch solcher Angebote hält sich jedoch in Grenzen.“²²

VI. Konfessionszugehörigkeit und Kirchenimage

Die auffälligsten und unstrittigsten Unterschiede zwischen Ost und West im Bereich der Religion betreffen die Konfessionszugehörigkeit und das Kirchenimage. Das SED-Regime war im Zurückdrängen christlich-kirchlicher Religiosität offenbar so „erfolgreich“ wie sonst nirgends in der Umsetzung seiner Programmatik – die Zahl der Kirchenmitglieder nahm in den letzten Jahrzehnten der Ein-Parteien-Herrschaft rapide ab. Die Mehrheit der Bevölkerung (ca. 65 Prozent) ist heute konfessionslos. Bei Jugendlichen liegt die Zahl der Konfessionslosen – die in Repräsentativumfragen ermittelten Daten schwanken²³ – sogar irgendwo zwischen 80 und 90 Prozent. Das Verhältnis von Konfessionslosen zu Kirchenmitgliedern im Osten stellt damit ungefähr die Umkehrung dieses Verhältnisses im Westen dar, wo trotz wiederkehrender Austrittswellen – die nächste wird für 1995 infolge der Wiedereinführung des Solidaritätszuschlags erwartet – noch immer ca. 90 Prozent der deutschen Jugendlichen einer christlichen Konfession angehören. Dieser dramatische Unterschied wird in seiner Aussagekraft hinsichtlich der tatsächlichen Kirchenbindung jedoch etwas relativiert, wenn man der plausiblen Überlegung von Jürgen Eiben²⁴ folgt, der „Randmitglieder“ – also diejenigen Kirchenmitglieder, die man etwas salopp auch „Taufscheinchristen“ nennt – und „echte“ Konfessionslose zu einer Gruppe „kirchlich Indifferenter“ zusammenfaßt. Gemäß der jüngsten Shell-Jugend-Studie unterscheiden sich die so gewonnenen Gruppen der „kirchlich Indifferenten“ unter den 13- bis 29jährigen in Ost (92 Prozent) und West (76 Prozent) in der Größenordnung dann nicht mehr so eklatant.

Dem somit zwar etwas entschärften, aber doch immer noch deutlichen Ost-West-Gefälle der Kir-

22 Andreas Fincke, Die geistig-religiöse Lage in den neuen Bundesländern, in: Materialdienst der Evangelischen Zentralstelle für Weltanschauungsfragen, 56 (1993), S. 313–319, hier S. 317. Vgl. auch H. Obst (Anm. 14).

23 Vgl. H. Barz, Postsozialistische Religion (Anm. 1), S. 195f.

24 Vgl. Jürgen Eiben, Kirchen und Religion – Säkularisierung als sozialistisches Erbe?, in: Jugendwerk der Deutschen Shell (Hrsg.), Jugend '92. Lebenslagen, Orientierungen und Entwicklungsperspektiven im vereinigten Deutschland. Band 2: Im Spiegel der Wissenschaften, Opladen 1992, S. 91–104, hier S. 93f.

chenbindung steht paradoxerweise die Tatsache gegenüber, daß das Ansehen der Kirchen im Osten wesentlich besser ist als im Westen. Dies hat jedoch kaum religiöse Ursachen im eigentlichen Sinne, sondern ist Resultat der Funktion der Kirchen als Schonraum und Schutzpatron für oppositionelle Gruppen in der ehemaligen DDR und zur Zeit der Wende. „Die Kirche in der DDR war immer noch ein bißchen etwas anderes, weil bei uns standen sich immer Kirche und Staat gegenüber, ... wenn man mit dem Staat nicht so einverstanden war, dann ging man eben zur Kirche.“ Auch wurde es der protestantischen Kirche von den Jugendlichen bisweilen hoch angerechnet, daß sie in der Wende eine aktive Rolle gespielt hat und in den Monaten des Umbruchs „die verfeindeten Parteien am runden Tisch zusammengekriegt hat“.

Wie für die Kirche im allgemeinen, so gilt auch für die kirchliche Jugendarbeit im besonderen, daß sie im Osten ein wesentlich günstigeres Image hat. Zwar wird auch von ostdeutschen Jugendlichen bisweilen der Verdacht geäußert, letztlich stecke doch immer eine Missionsabsicht dahinter („da kommt die Bibel zuallerletzt so ganz geschickt von hinten rein“), aber dieser ist im Vergleich zum Westen eher schwach ausgeprägt. Die anderen stark negativen Komponenten, die im Westen eine große Rolle spielen, haben wir in unseren Ost-Befunden überhaupt nicht angetroffen: Jugendarbeit der Kirche wird im Osten

- nicht als Schonraum für die, die alleine nicht mit dem Leben zurechtkommen, beargwöhnt;
- nicht als ein Sammelbecken der braven, streng erzogenen, verklemmten Jugend angesehen;
- nicht als Ersatz für fehlende Freizeitangebote anderer, attraktiverer Art betrachtet und schließlich auch
- nicht als langweilige „Beschäftigungstherapie“ abgelehnt.

Was die Wahrnehmung der kirchlichen Jugendarbeit demgegenüber dominiert, spielt sich eher zwischen tolerantem Desinteresse und eingestandener Unkenntnis auf der einen, Neugier und Wertschätzung auf der anderen Seite ab. Positiv wird vor allem die Offenheit der dort möglichen Diskussion schon zu DDR-Zeiten hervorgehoben: „Ein bißchen abgeschirmt, während man draußen nur Phrasen dreschen konnte.“

Das vergleichsweise sehr gute Image ist jedoch nach 1989 bereits stark zurückgegangen, vor allem infolge der Veränderung der kirchlichen Rolle im Staat. Wurde die Kirche früher eher mit der Opposition in Verbindung gebracht, wird sie heute als

Stütze der neuen Macht (Stichwort: Pastoren-Politiker) erlebt: „Hier kann mir keiner weismachen, daß alle, die in der CDU sind, auch wirklich Christen sind.“ Die Einführung der Kirchensteuer und die Debatten um die Einführung eines obligatorischen Religionsunterrichts scheinen die Hauptgründe für den drastischen Imageeinbruch zu sein, der sich auch in Repräsentativbefragungen niederschlägt: „Erwarteten 1990 noch 39 Prozent der jungen ostdeutschen Generation von den Kirchen Antworten auf die moralischen Probleme und Nöte des einzelnen, so sind es nun noch 17 Prozent. Der Anteil, der sich Antworten auf die aktuellen sozialen Probleme des Landes erhofft, ist von 42 auf 20 Prozent geschrumpft.“²⁵

Der immer wieder berichtete Teilnehmerrückgang in den Jungen Gemeinden seit der Wende im Herbst 1989 dürfte freilich außer diesem verspielten Vertrauensvorschuß noch andere Gründe haben. Wo früher 20, 30 Jugendliche zusammenkamen, heißt es z.B. „waren wir letztens nur noch drei“. Die Jugendlichen selbst suchen die Gründe in der knapper werdenden freien Zeit (auch eine Folge der Wende), den neuen Freizeitangeboten (neue Medien, Reisen, Rockkonzerte) und der Abwanderung in den Westen (übrigens auch von Pastoren). Nicht zuletzt dürfte es eine erhebliche Rolle spielen, daß das einigermaßen offene, regimekritische Gespräch heute nicht mehr auf die von der Kirche gewährten Freiräume angewiesen ist.

Wie sehr die Kirchen mit ihrem Bestreben, auch im Osten zügig Machtpositionen im Staat zu besetzen, bereits große Sympathien verspielt haben, wurde in unseren Gesprächen auch beim eigens thematisierten Verhältnis von Kirche und Staat deutlich. Entschieden wird die Trennung von Kirche und Staat befürwortet, und zwar weil

- derjenige freiwillig Kirchensteuer zahlen soll, der auch wirklich „dran glaubt“;
- die Kirche ihre Attraktivität dann immer wieder beweisen muß;
- eine kleine Gruppe eine engere Gemeinschaft bildet;
- es gefährlich ist, wenn der christliche Glaube zum guten Ton gehört;
- eine oppositionelle Kirche einer Staatskirche vorzuziehen ist;
- ein Machtzuwachs der Kirche sich letztlich nicht zum Nutzen der Menschen auswirkt;

²⁵ Renate Köcher, Im neuen Staat nicht zu Hause. Umfrage unter Ostdeutschlands junger Generation, in: Rheinischer Merkur vom 15. 11. 1991, S. 11.

- die Religion sich vom „miesen politischen Geschäft“ reinhalten soll;
- Gewaltenteilung auch zwischen Politik und Religion sinnvoll ist.

VII. Die kirchennahe Jugend – die „Häretiker“ des Ostens?

Zwischen der kirchennahen Jugend im Westen und der kirchennahen Jugend Ost bestehen infolge der völlig verschiedenen gesellschaftlichen Rolle der institutionalisierten Religion wesentliche Unterschiede. Bereits vor der Wende war westdeutschen Kirchenleuten aufgefallen, daß die Motive für kirchliche Partizipation in der DDR oft recht wenig mit christlicher Religionspraxis im engeren Sinn zu tun hatten. So wunderte sich etwa Karl-Fritz Daiber: „Bei Gesprächen mit Gemeindegliedern in einem Leipziger Neubaugebiet habe ich festgestellt, daß unter den Mitgliedern dortiger Hauskreise keineswegs religiöse Motive für die Teilnahme am kirchlichen Leben dominieren. Auch in diesen, relativ aktiven Kreisen besteht zum Teil eine deutlich Distanz zur kirchlichen Lehre und zu religiösen Überzeugungen.“²⁶

Bereits 1982/83 fand der damalige Landesjugendpfarrer Johannes Lohmann bei einer Befragung von 1000 Mitgliedern der Jungen Gemeinde in Mecklenburg ein entschlossenes Desinteresse an kirchlichen Themen: „Mit Begriffen Gottesdienst, Altar, Abendmahl konnte eine deutliche Mehrheit der Befragten nichts anfangen, nur die Hälfte der jungen Leute wußte ungefähr über die Bibel Bescheid. Auf innerkirchlich heiß umstrittene Fragen z.B. nach der Gestaltung der Abendmahlsfeier ... reagierten die jungen Leute mit Unverständnis.“²⁷

Während Kirche und Religion in der ehemaligen DDR naturgemäß eine gewisse Affinität zur Subversion hatten, wächst bei westdeutschen Jugendlichen mit zunehmender Kirchnähe die Bereitschaft, konventionelle Werte (gute Umgangsformen, Sparsamkeit) und Lebensstile (Heiraten, Tanzkurs, keine ausgefallene Kleidung) zu schätzen, Alltagsdrogen (Zigaretten, Alkohol) ebenso wie „Alltagsflips“ („irrsinnig laut Musik

²⁶ Karl-Fritz Daiber, Kirche und religiöse Gemeinschaft in der DDR, in: Gegenwartskunde, Sonderheft 5, 37 (1988), S. 75–88, hier S. 83.

²⁷ Johannes Lohmann/Reinhard Koch, Junge Gemeinde in Mecklenburg 1983, in: Barbara Hille/Walter Jaide, DDR-Jugend, Politisches Bewußtsein und Lebensalltag, Opladen 1990, S. 248–250, hier S. 248f.

hören“, „öfter eine Nacht durchmachen“) zu meiden. Generell läßt sich für kirchennahe Jugendliche im Westen eine größere Nähe zur Tradition, zu den dominanten kulturellen Mustern und eine vergleichsweise geringere Subkulturorientierung konstatieren²⁸.

Während im Westen Kirchnähe also in der Regel mit Anpassung einhergeht, tendieren die ostdeutschen Kirchnähen eindeutig stärker zu Nonkonformismus und unkonventionellen Lebensstilen. Bedingt durch das regimiekritische Bekenntnis, das kirchliches Engagement innerhalb einer erklärtermaßen atheistischen Gesellschaft automatisch immer auch war, brachte Kirchnähe eine gesellschaftliche Außenseiterrolle und manifeste Nachteile – etwa auch den Verzicht auf Karriere – mit sich. Aufwachsen in der DDR hieß soviel wie Aufwachsen in einer Gesellschaft, in der Religion als ein Kampfinstrument des Klassenfeindes intellektuell geächtet und in der praktischen Entfaltung auf eine Nischenexistenz ohne sichtbare gesellschaftliche Relevanz zurückgedrängt worden war. Die damit gegebene oppositionelle Haltung zum Staat machte die Kirche insbesondere vor und in der Wende für kritische Geister attraktiv: „Über die Opposition bin ich zur Religion gekommen – das ist bei den meisten so gewesen“, erklärte eine unserer kirchennahen Gesprächspartnerinnen, und auch die allgegenwärtige Repressionsdrohung kommt in ihren Ausführungen zur Sprache: „Ich durfte mich nicht öffentlich zeigen, und wenn ich z. B. das Krippenspiel mitgemacht hätte, dann hätte ich kein Abitur. . . . Viele Leute, die früher in der Kirche engagiert waren, haben heute kein Abitur, und die in den alten Bundesländern, die fragen, ‚Was, Sie haben kein Abitur?‘, aber die fragen nicht, warum!“

VIII. Die Jugendweihe – ein religiöses Irrlicht

Die Nachfrage nach kirchlichen Dienstleistungen ist im Westen im Bereich der sogenannten Passagerituale – Taufe, Kommunion bzw. Konfirmation, Trauung, Trauerfeier – ungebrochen, ja, nach einem zeitweisen Rückgang im Zuge der antiautoritären Bewegung sogar wieder steigend²⁹.

28 Zu diesem Ergebnis kommen jedenfalls in Übereinstimmung mit unseren Befunden die Korrelationsanalysen der Shell-Studien von 1985 und 1992, vgl. J. Eiben (Anm. 24), S. 100.

29 Vgl. z. B. die ersten Ergebnisse der dritten EKD-Umfrage über Kirchenmitgliedschaft: Fremde Heimat Kirche, erstellt von der Studien- und Planungsgruppe der EKD, Hannover 1993, S. 41 ff.

Von besonderer Bedeutung ist dabei, daß selbst viele Konfessionslose und erklärte Atheisten und ca. die Hälfte der erklärtermaßen Nichtreligiösen auf Taufe, Trauung und kirchliches Begräbnis nicht verzichten wollen³⁰. Es scheint sich dabei aber weniger um den Wunsch nach theologischem Beistand zu handeln, als vielmehr um ein transkulturell zu beobachtendes Bedürfnis nach Begleitung, kollektiver Einbindung und zeremonieller Bekräftigung des Übergangs von einem Lebensabschnitt in den nächsten. Neben den rein materiellen Anreizen z. B. bei der Konfirmationsfeier („wer sich den Haufen Kohle zur Konfirmation entgehen läßt, muß ganz schön behämmert sein“) kommen hier alte magische Vorstellungen und vor allem die Rolle des Pfarrers als Entertainer und Zeremonienmeister zum Tragen: Gesucht wird – insbesondere für die „Hochzeit in Weiß“ – eine Art spiritueller Partyservice. Daß sich dieses kulturübergreifende Bedürfnis dabei durchaus von seinem ideologischen Überbau zu emanzipieren vermag, wird vielleicht nirgends so deutlich wie bei der alle Beobachter irritierenden, anhaltend hohen Teilnahmequote an den Jugendweihefeiern in den neuen Bundesländern.

Für den mit dem Leben in der DDR wenig vertrauten Leser aus dem Westen könnte es wichtig sein, wenigstens einige Basisinformationen zur sozialistischen Jugendweihe zu kennen: Die Jugendweihe ist nämlich keineswegs ein von der SED, auch nicht von den Nationalsozialisten, erfundenes Passageritual, wie vielfach vermutet wird. Sie wurde vielmehr in der Mitte des vorigen Jahrhunderts von freireligiösen Gemeinden anstelle der Konfirmation eingeführt: „Die Jugendweihe, deren unterschiedliche Wurzeln in Deutschland bis weit in das 19. Jh. zurückreichen, wurde in der DDR erstmals 1955 unter Beteiligung von 17,7 Prozent aller 14jährigen durchgeführt. Heute sind es regelmäßig über 98 Prozent aller Schüler/innen, die am Ende des 8. Schuljahres mit einem Gelöbnis zum Sozialismus, zur DDR und zur Freundschaft mit der Sowjetunion in die ‚Reihe der Erwachsenen‘ aufgenommen werden. Die Jugendweihe gehört zum festen Bestandteil des sozialistischen Erziehungssystems, ist mittlerweile aber auch ein Familienfest. Die Teilnahme gilt offiziell als freiwillig, doch hat, wer die Jugendweihe verweigert, nur geringe Aufstiegschancen. . . . Die Jugendweihe findet an einem Maiwochenende in Anwesenheit von Verwandten, Lehrern, Vertretern der politi-

30 Dies zeigt die jüngste europäische Wertestudie: Paul M. Zulehner/Hermann Denz, Wie Europa lebt und glaubt. Europäische Wertestudie, Düsseldorf 1993, S. 43 f.

schen Organisationen und des Staates statt. Gedichte, Gesang, Musik sowie Festansprache umrahmen den zentralen Akt, das Gelöbnis.³¹

Entgegen allen Erwartungen ist die Jugendweihe – von ideologischem Ballast befreit – vielleicht ein Paradebeispiel für weltanschauungsneutrales Ritualrecycling geworden³². Für 1992 nennt die aus dem Zentralen Jugendweiheausschuß der DDR hervorgegangene „Interessenvereinigung Jugendarbeit und Jugendweihe e.V.“ jedenfalls 50 000 Teilnehmer, für 1993 sogar 73 000. Die Akzeptanz dieser atheistischen Feier liegt damit weit über der christlichen Konfirmation – in Ostberlin etwa gab es 1992 ganze 800 Konfirmanden, an Jugendweihefeiern nahmen demgegenüber 6 500 Jugendliche teil³³. Die Jugendweihe erreicht heute in manchen Gegenden wieder 100 Prozent der entsprechenden Altersjahrgänge, was in kirchlichen Kreisen auch schon zum Anlaß genommen wurde, über das Angebot eines christlichen Passageritus für Konfessionslose (!) nachzudenken³⁴.

Die Berichte unserer Gesprächspartner zu ihren Jugendweiheerinnerungen legen es nahe, in der Jugendweihe tatsächlich ein Äquivalent zur Konfirmation zu sehen. Ähnlich wie letztere wird auch die Jugendweihe ambivalent erlebt: Einerseits ist sie eine Familienfeier, bei der es jede Menge Geschenke gibt, der Jugendliche im Mittelpunkt der Aufmerksamkeit steht und ein wichtiger Meilenstein auf dem Weg ins Erwachsenwerden („Man fühlt sich ein Stück größer“). Andererseits ist sie eine lästige Pflichtübung („Sonst kriegte man nicht mal 'ne gute Lehrstelle“), die mit „langatmigem Gequatsche“ und „aufgesetzter Feierlichkeit“ assoziiert wird. Stärker als in den Berichten über die Konfirmation jedoch war in den Schilderungen zur Jugendweihe die Dimension der Aufnahme in die Erwachsenenengesellschaft herauszuhören: Anklänge an echte Mannbarkeitsriten zeigten sich etwa im Stolz auf den ersten öffentlichen (und natürlich übermäßigen) Alkoholgenuß oder auch in den Berichten über erste gemeinsame Diskobesuche: „Ich trank 'ne halbe Flasche Weißen und schlief dann auf der Toilette ein. Da zeigte man also, daß man langsam männlich wird.“

31 Klemens Richter, Jugendweihe, in: Erwin Fahlbusch u. a. (Hrsg.), Evangelisches Kirchenlexikon, 2. Band, Göttingen 1989, Sp. 900–901.

32 Ein zweites Paradebeispiel wäre das Weihnachtsfest, für das sich umgekehrt feststellen ließ, daß es mit dem Realsozialismus kompatibel war.

33 Vgl. Andreas Fincke/Hans-Jürgen Ruppert, Jugendweihe und Jugendfeiern in Ostdeutschland, in: Materialdienst der Evangelischen Zentralstelle für Weltanschauungsfragen, 56 (1993), S. 214f.

34 Vgl. Andreas Fincke, Jugendweihe – Ritual ohne Inhalt, in: Materialdienst der Evangelischen Zentralstelle für Weltanschauungsfragen, 57 (1994), S. 122–124.

IX. Bekenntnisse der Ostdeutschen

„Ich bin nicht glaubenslos. Ich glaube zwar nicht an eine höhere Macht, aber ich glaube an moralische Werte.“ In dieser Antwort eines Gymnasiasten auf unsere Frage „Woran glaubst Du eigentlich selbst?“ zeigt sich die generell in den neuen Bundesländern stärker als im Westen spürbare Orientierung an gemeinschaftsbezogenen, altruistischen Werten. Nicht daß unbedingt an das Gute im Menschen geglaubt würde. Aber die Notwendigkeit, sozial zu denken, Schwächeren zu helfen, die Mitmenschen zu achten, keine Intrigen zu schmieden, wird häufig spontan als Glaubensbekenntnis formuliert: „Ich habe einen moralischen Verhaltenskodex, das ist mein Glaube.“ Auch daß die Sorge um eine intakte Umwelt dazugehört, wird bisweilen spontan vermerkt. Eine zweite wesentliche Komponente der spontanen Antworten liegt in der Abgrenzung gegen Glauben im engeren Sinne. „Auf jeden Fall nicht an Gott“, „nicht im religiösen Sinne“. Hier wird auf die atheistische Erziehung, auf das Fehlen religiöser Vorbilder und religiöser Einflüsse in der eigenen Kindheit verwiesen: „Erstens kenne ich keinen, der in die Kirche geht... und zweitens wurde das nur schlecht gemacht, ... so wie die Zaren... daß die alle ausbeuten“. Und manchmal wird dieser Umstand auch bedauert: „Das ist irgendwo auch schade. Irgendwie wäre es auch interessant gewesen, in einer religiösen Familie aufzuwachsen.“

Geglaubt wird aber auch in der ehemaligen DDR inzwischen zum Teil nur noch „an mich selbst“ – oder daran, daß es darauf ankomme, „das Beste aus mir und meinem Leben zu machen“. Wobei durchaus auch die mit der unentrinnbaren Eigenverantwortlichkeit einhergehenden Belastungen, Zweifel und Überforderungen thematisiert werden und die Sehnsucht nach einem Glauben „im Sinne von hundertprozentig sicher sein“ teilweise unumwunden eingestanden wird: „Ich wünsche mir manchmal zu glauben, weil das Kraft gibt.“ Natürlich findet sich auch im Osten das Bekenntnis zur Empirie: „Ich glaube nur, was ich sehe“, und – auch das muß erwähnt werden – der Glaube an Gott. Die im Westen bereits deutlich konturierte Collagen-Religiosität („wenn du überall 'n bißchen Wahrheit rausnimmst, dann hast du die absolute Wahrheit – nämlich deine Wahrheit“, „ich glaube, daß alle Religionen wahr und unwahr sind und sich jeder seine eigene Religion selbst zusammensammeln muß“) scheint im Osten (noch?) kaum selbstbewußten Vertreter gefunden zu haben.

Bei der Säkularisierung des Wunder-Begriffs dagegen scheint es sich um eine gesamtdeutsche Tendenz zu handeln. Wunder der Technik wie z.B. Raumschiffe, Wunderkinder wie ein klavierspielender Kinderstar, die Weltwunder oder auch Wunder des Alltags wie das Überleben einer schweren Operation, Wunder der Politik wie das Auftreten Gorbatschows, oder auch der Ökologie – „daß bei Tschernobyl nicht mehr passiert ist“ – werden zum Thema „Wunder heute“ genannt. Der Begriff des Wunders wird also nicht im eigentlichen Sinne göttlichen Eingreifens ins Weltgeschehen verwendet, sondern im übertragenen. Ein Wunder ist etwas besonders Erstaunliches, etwas Unerwartetes, etwas Außergewöhnliches.

Auch im Osten finden sich allenfalls kirchennahe Jugendliche bereit, Gott bzw. Jesus als Urheber der in der Bibel berichteten (Heilungs- und Speisungs-)Wunder anzusehen. Für die kirchenferne Jugend treten dagegen diesseitige Erklärungsversuche die Nachfolge des göttlichen Wunders an. Was früher als Wunder galt, ist demnach zu erklären durch

- die Naturwissenschaft: Energien, Magnetfelder, technisches Know-how etc.;
- die Massenpsychologie: eine charismatische Persönlichkeit versetzt Menschen kollektiv in Trance;
- die Psychosomatik: der Glaube an Heilung führt zur Heilung;
- Machtinteressen: die Kirche spielte einzelne Begebenheiten hoch, um Menschen zu bekehren;
- metaphorische Rede: die Wunder Jesu sind als Gleichnisse zu verstehen.

Folgt man den großen Repräsentativumfragen seit der Wende, dann ist der Glaube an Gott in der ehemaligen DDR wesentlich weniger verbreitet als im Westen. Nach Jürgen Zinnecker³⁵ etwa bekennen sich unter altbundesdeutschen Schülerinnen und Schülern noch über die Hälfte zum Glauben an Gott, in den neuen Ländern dagegen nur jede(r) sechste oder siebte. Allerdings geben solche Zahlen noch keine Aufschlüsse über die inhaltliche Charakteristik des Gottes, an den jeweils geglaubt wird. Nach unseren Gesprächen ist zunächst – wie auch im Westen – die große Unsicherheit in der Auseinandersetzung mit der Frage „Existiert Gott?“ zu konstatieren: „Ich glaube an Gott und gleichzeitig habe ich da sofort meine Zweifel“ ist eine typische Äußerung. Es ist auch hier die Theo-

dizeeproblematik, die bohrende Fragen aufwirft: Wo zeigt sich die göttliche Allmacht in all den Kriegen? Weshalb greift Gott nicht ein bei Hungerkatastrophen? Wo bleibt der gerechte Gott in dieser Welt des Unrechts mit heimatlosen Flüchtlingen, vereinsamten Alten, kriminellen Jugendlichen, die ihr Brot mit Prostitution verdienen müssen? Gegen das Vorhandensein Gottes spricht nicht zuletzt sein Nichterscheinen in konkreten persönlichen Nöten; Wie kann Gott es zulassen, „daß mein Onkel so schlimm sterben mußte“?

Deutlich ausgeprägt ist ebenfalls die Ablehnung einer personalen Gottesvorstellung. Während die Allegorie vom „alten Mann mit dem weißen Bart“ nur belächelt wird und mit dem Wesen, das uns strafen kann für das, was wir auf der Erde tun, nicht mehr im Ernst gerechnet wird, sind technomorphe Erklärungen stark ausgeprägt: „Gott ist Kraft, ist Energie“ oder gar „Gott ist der Geist der Materie“. Gott wird hier also zum Synonym für das, was die Einheit hinter allen Erscheinungsformen des Lebens gewährleistet – und ebenso für das, was das Leben ins Leben ruft und am Leben erhält: der Ursprung, der Urgrund, das Allumfassende, die Quelle allen Lebens. In die Nähe dieser Gottesbeschreibungen gehört die pantheistische Vorstellung, daß Gott sich überall in der Natur – gerade in ihren Schönheiten – zeige; und ebenfalls in jedem Menschen. Aber eine genaue Bestimmung dessen, was Gott sei, wird immer wieder als unmöglich verworfen: „Mit unserem Streben kommen wir da nie dran“ – Gott bleibe letztlich das Unbestimmbare, das Unverstehbare, vor dem alle Worte versagen. Neben der technomorphen und der mystischen Gottesauffassung begegnete uns weiter eine psychologische. Hier wird Gott entweder positiv als der innere Dialogpartner gedeutet: „Gott ist das Zwiegespräch, das man mit sich führt; da löst man sich von seiner Umwelt, die man nicht mehr ertragen kann.“ Oder: Gott wird getreu der marxistischen Religionskritik zum „Phantansiegebilde der Menschen“, zur bloßen Erfindung, die denjenigen Halt gibt, die etwas brauchen, an das sie sich klammern können.

Ähnlich wie in den alten Bundesländern hat auch für Jugendliche in Ostdeutschland die christliche Auffassung, Jesus Christus sei der Sohn Gottes und habe sich für uns am Kreuz geopfert, offenbar kaum eine Bedeutung. Zwar wird die historische Richtigkeit des Geschehens kaum in Zweifel gezogen, seine besonderen Leistungen, Talente und Fähigkeiten werden bewundert, und auch als humanitäres Vorbild zollt man ihm Respekt, aber die heilsgeschichtliche Relevanz von Jesu Tod und Auferstehung will heute nicht mehr einleuchten.

35 Vgl. Jürgen Zinnecker, Lebensorientierungen Jugendlicher in Deutschland, in: Katechetische Blätter, 116 (1991), S. 675–685, hier S. 684.

Eine Dimension des Glaubens, in der sich ost- und westdeutsche Jugendliche wieder stärker unterscheiden, ist die Bereitschaft, an ein Leben nach dem Tod zu glauben. Aus der Shell-Jugend-Studie wissen wir, daß im Westen immerhin bereits wieder 55 Prozent an ein „Weiterleben nach dem Tod“ glauben, während diese Quote im Osten bei 19 Prozent liegt. Wenn nun allerdings dieser Ost-West-Unterschied von Jürgen Zinnecker und Arthur Fischer³⁶ als Renaissance von Jenseitsvorstellungen in West- bzw. als stärkere Bindung an das Diesseits in Ostdeutschland interpretiert wird, dann zeigt sich hierin eine erstaunliche Ahnungslosigkeit in bezug auf das, was „Weiterleben nach dem Tod“ alles bedeuten kann. Der im Westen höhere diesbezügliche Wert ist nämlich alles andere als ein Beleg für eine neue Transzendenzorientierung! Inhaltlich sind die Vorstellungen vom Leben nach dem Tod so gut wie gar nicht mehr an die christliche Auferstehungslehre gebunden. An ihre Stelle ist vielmehr die aus dem östlichen Kulturkreis stammende Reinkarnationsidee getreten. Diese ist in westlichen Industriestaaten bereits sehr einflußreich – in Ostdeutschland scheint sich ihre Verbreitung pikanterweise gerade auf die Kirchen-nahen zu beschränken. Die Seelenwanderungslehre, wie sie sich seit einiger Zeit – an westliche Bedürfnisse angepaßt – hierzulande verbreitet, hat aber gerade das Weiterleben auf dieser Welt und kein Jenseits zum Inhalt. Obgleich oder gerade

36 Vgl. Jürgen Zinnecker/Arthur Fischer, Jugendstudie '92. Die wichtigsten Ergebnisse im Überblick, in: Jugendwerk der Deutschen Shell (Hrsg.), Jugend '92. Lebenslagen, Orientierungen und Entwicklungsperspektiven im vereinigten Deutschland, Band 1: Gesamtdarstellung und biographische Porträts, Opladen 1992, S. 213–306, hier S. 238.

weil sie bei uns größtenteils ohne die in Indien damit verbundene Karma-Lehre adaptiert wird, ist sie ausschließlich aufs Diesseits gerichtet: Es geht um Unsterblichkeit als Fortsetzung des diesseitigen Lebens – nicht um ein Transzendieren des Kreislaufs von Leid und Glück. Insofern zeigt sich in der neuen Konjunktur von Unsterblichkeitshoffnungen im Westen gerade nicht die „Umkehrung des langfristigen Trends zur Säkularisierung“³⁷, sondern vielmehr dessen Radikalisierung.

Mußte schon für den Westen eine starke Ausdünnung religiöser Kenntnisse konstatiert werden („Wer hält sich denn heute noch an die sieben – sic! – Gebote?“), so gilt dies um so mehr für die neuen Bundesländer. Beispielsweise klagte einer unserer Gesprächspartner, daß in der katholischen Kirche noch immer in Latein gepredigt würde, ein anderer bekannte: „Ich kenne kein Gebet. Ich weiß nur, daß am Schluß ‚Amen‘ gesagt wird.“ Ein Befund, der wenig verwundert, kam Religion doch in der Schule höchstens in der Staatsbürgerkunde und im Geschichtsunterricht vor – Religionsunterricht gab es selbstverständlich nicht: „In der Schule wurde Religion eher primitiv dargestellt als eine Einrichtung, die nur zum Geldeintreiben für die Pfaffen da ist.“ Allerdings scheint das Verlangen, die religiösen Bildungslücken aufzufüllen, auch nicht unbedingt unwiderstehlich groß zu sein. So berichtete uns ein Gesprächspartner von seinem Versuch, einmal in einen Gottesdienst zu gehen, um „mitzukriegen, was da überhaupt vor sich geht. – Einmal war ich kurz davor gewesen, aber dann fuhr kein Bus.“

37 Ebd., S. 238.

Heidrun Bründel/Klaus Hurrelmann: Zunehmende Gewaltbereitschaft von Kindern und Jugendlichen

Aus Politik und Zeitgeschichte, B 38/94, S. 3–9

Die Frage, warum viele Kinder und Jugendliche gewalttätig sind, läßt sich mit einem Hinweis auf die Gewaltbereitschaft in unserer Gesellschaft beantworten, die sich in allen Bereichen zeigt: in der Familie, der Schule, dem Freizeitbereich und den Medien. In unserer Gesellschaft werden die sozialen Spielregeln für Fairneß und Anerkennung nicht mehr eingehalten. Gewalt ist ein gesamtgesellschaftliches Problem und kann geradezu als „soziale Krankheit“ unserer Gesellschaft bezeichnet werden. Aggressive Kinder und Jugendliche werden nicht als solche geboren, sondern im Verlauf ihrer Sozialisation erst dazu gemacht. Der Schlüssel zur Gewalt unserer Kinder und Jugendlichen liegt in ihrer Umwelt und den strukturellen Bedingungen ihrer Lebenswelt.

Eine Minderheit von Kindern und Jugendlichen ist gewaltbereit. Es sind die Jugendlichen des „unteren Drittels“ unserer Gesellschaft, die sich unter ungünstigen Konkurrenzbedingungen gegenüber den privilegierten „oberen zwei Dritteln“ benachteiligt fühlen. Das Ausmaß ihrer Gewalt hängt mit Enttäuschungen, Frustrationen, Verunsicherungs- und Versagenserfahrungen zusammen, die sie schon sehr früh in unserer Gesellschaft machen. Aggression und Gewalt sind Reaktionen auf eine als sinnlos empfundene Freizeit und auf einen Mangel an Zukunftsperspektiven.

Thomas Claus/Detlev Herter: Jugend und Gewalt. Ergebnisse einer empirischen Untersuchung an Magdeburger Schulen

Aus Politik und Zeitgeschichte, B 38/94, S. 10–20

Eine im Herbst 1993 vom Institut für sozialwissenschaftliche Informationen und Studien (ISIS) Magdeburg durchgeführte empirische Untersuchung sollte ermitteln, welchen Stellenwert Gewalt im Alltag Magdeburger Jugendlicher erlangt hat, welche Rolle sie in deren Lebensvollzug spielt, welche Ursachen und Anlässe für Gewaltanwendung durch Jugendliche verantwortlich sind, wo sich jugendliche Gewalt vor allem artikuliert und wer in welchem Ausmaße davon betroffen ist. Die wichtigsten Ergebnisse der Repräsentativerhebung werden im Beitrag referiert und bewertet.

Etwa die Hälfte der Jugendlichen im Untersuchungsfeld hat bereits Gewalt erlebt bzw. selbst ausgeübt. Allerdings kam nur eine Minderheit häufiger mit Gewalt in Berührung, so daß die im Alltag zu findende Auffassung von einer generell hohen Gewalttätigkeit der Jugend nicht bestätigt werden kann. Allerdings besteht bei vielen Jugendlichen eine große Toleranz gegenüber Gewaltanwendung als Mittel der Konfliktlösung. Auffällig ist eine starke personelle Kongruenz zwischen Gewalttätern und -opfern: Jugendliche, die Gewalt angewandt haben, sind meist auch schon selbst Opfer von Gewalt geworden.

Gewalt basiert nach den Ergebnissen der ISIS-Studie auf einem komplexen Motivationsgefüge. Aus der Sicht der Jugendlichen hat sie vor allem zwei Funktionen: Erstens geht es um den Abbau psychischer Spannungszustände, die sich aus Problemen mit der gesellschaftlichen Umwelt ergeben, zweitens fungiert Gewalt als Statussymbol, das heißt, sie dient der soziokulturellen Selbstdarstellung.

Heiner Barz: Jugend und Religion in den neuen Bundesländern

Aus Politik und Zeitgeschichte, B 38/94, S. 21–31

Unter Einbeziehung verschiedener Repräsentativbefragungen werden die Ergebnisse einer qualitativen Erhebung unter 12- bis 24-jährigen ostdeutschen Jugendlichen und jungen Erwachsenen vorgestellt und diskutiert. Religion, für Marx das „Opium des Volkes“, war zu DDR-Zeiten fast gleichbedeutend mit Subversion. Daraus erklärt sich einerseits das dramatische Zurückdrängen der Konfessionen, der religiösen Praxis wie auch religiöser Kenntnisse. Zum andern erwarb sich die Kirche als Institution durch ihre Staatsferne aber ein wesentlich freundlicheres Image als im Westen. Es zeigt sich, daß kirchliches Engagement in der ehemaligen DDR – ganz anders als im Westen – mit unkonventionellen, experimentierfreudigen und gesellschaftskritischen Einstellungen einherging. Dem in der veröffentlichten Meinung vorherrschenden Bild von orientierungslosen Jugendlichen, die für para- und pseudoreligiöse Angebote (Sekten, Okkultismus, Esoterik) eine leichte Beute seien, wird entschieden widersprochen. Schließlich werden die Gründe für die verblüffende Renaissance der Jugendweihe diskutiert und die Glaubenshorizonte der jungen Generation in den neuen Bundesländern abgesteckt.